Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 28 Leipzig, den 12. Juli 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Unerhörte Gebete — Das Testament des Franz von Assisi: 2. Die Geschichte des Franziskus und seines Ordens im Lichte des Testaments — Zur Psychologie des Glaubens: 1. Christi irdisches Erscheinungsbild — Zum Preßstreit über den Evangelisch=sozialen Kongreß — Marcella (Schluß) — Verschiedenes: Der Deutsch=Evangelische Verein in Amsterdam; Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins; Herr Ich — Anzeigen

Unerhörte Gebete

Matth. 6, 7—11

Eine kleine freundliche Kindergeschichte fällt mir ein, wenn von Gebetserhörung die Rede ist.

Ein Kind, ein Mädchen, hatte sich zwei Blumentöpfe hingestellt und Winden hineingesät. Die wuchsen und rankten sich an den Stäben. Aber dann reisten die Eltern ab, und die Kleine nahmen sie mit, und die Wohnung wurde zugeschlossen. Da war sie sehr traurig, daß ihre Winden vertrocknen sollten, und betete jeden Abend, der liebe Gott solle doch ein Wunder thun und die Ranken draußen am Fenster auf irgend eine Weise begießen. Fern in den Bergen betete sie für ihre Blumen zu Hause. Als sie nach Wochen zurückkam, klammerten sich die Winden mit braunen Aestchen an die Stäbe — sie waren ganz verdorrt. Die Kleine ging zu Bett. Aber in der Nacht fiel unerwartet ein Regen, und als sie am Morgen hinaus kam, war ein neues Windenpflänzchen aus der Erde geschossen. Die Blumen hatten sich versamt gehabt, und der Keim war vor Dürre in der Entwicklung stehen geblieben, der leichte Regen rief ihn heraus, gerade als sie kam. Und sie dankte Gott für die feine sinnreiche Erhörung.

Ich habe mir die Meinung gebildet, daß Gott uns oft so sinnreich erhört; nur daß wir nicht immer so sinnreich sind, es zu beachten. Oder sagen wir besser: Gott erhört uns so von Grund aus, daß wir oft nicht tief genug gegründet sind, um es zu verstehen.

Wir pflanzen in den Garten unsers Lebens so manchen freundlichen Traum, so manche ernstere Hoffnung, so manche Wünsche und Erwartungen ein, und wir geben ihnen auch wohl die Richtung des Gebetes nach oben. Aber sie dorren und schwinden. Sei doch dankbar, daß sie den Samen neuer Gebete trugen; denn das ist die Erhörung.

Dünkt dich das eine kärgliche Ernte? Aber wenn unsre Gebete sind, was sie sein sollen, die innerste Verknüpfung unsers schwankenden Lebens mit dem ewig Festen, dem, das ohne Ende Bestand hat, — wie könntest du besser erhört sein, als so, daß Gott neues Leben weckte da innen, da in der Tiefe verborgen, da, von wo aus das ewige Leben entspringt?

Aber vielleicht deutest du das Gleichnis lieber anders.

Wir suchen den Ertrag unsers Lebens durch manche Aussaat: hier eine That, dort eine Unternehmung. Will nicht endlich eine sein, die Frucht bringt, wie sie uns träumte, wertvolle Frucht, Frucht, von der wir sagen können: es ist etwas für ewige Zeit? Aber sie dorren und schwinden. Wir sind enttäuscht und mißmutig. Ja, wir wollen eine Erhörung auf unsre Art, und der große Gott erhört uns auf seine. Willst du nicht merken, daß deine Arbeit Samen neuen Schaffens trug, ehe sie starb? Willst du nicht lieber den neuen Keim pflegen, statt über den gestorbnen zu trauern? Wenn dir Gott Kraft und Mut giebt zu neuer Arbeit, so erhört er dein Beten und erfüllt deine Sehnsucht, nur daß du Herz und Leben öffnen mußt für seine Kräfte.

Noch eine Deutung möchte ich anbieten.

Wenn deine Arbeit in Treue gethan war, aus der Kraft heraus, die Gott den Seinigen giebt, willst du nicht darauf vertrauen, daß Same von ihr in deine Umgebung fiel? Same, dessen Gedeihen sich freilich deiner Kontrolle entzieht. Aber weshalb willst du so eitel sein, es für dich in Anspruch zu nehmen? Weshalb willst du dich nicht darauf verlassen, daß treue Arbeit nie ohne solchen Samen ist? Treue Arbeit, aus Vertrauen auf Gott heraus gethan, ist stets ein Wort Gottes, ja sie ist das Wort Gottes; weißt du nicht, daß Gottes Wort niemals leer zurückkommt? Oder wie kannst du wollen, daß es zu dir zurückkommt? War es nicht Gottes Arbeit durch dich? Willst du nicht warten und wissen, daß sie bei ihm aufgehoben ist? Kam denn Christi Arbeitsertrag zu ihm zurück hier auf Erden? Weshalb willst du seufzen: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ weil dein Werk gescheitert ist. Sieh, während Christus so seufzte in Todesqualen und in der Qual eines verlornen Werkes, hatte eben dieses Werk Samen gebracht in den Herzen seiner Jünger, und es bedurfte nur noch des Geistesregens, um dort die Keime zu wecken. Du weißt doch, daß sein Leben nicht mit dem Zweifelworte starb? Willst du dich nicht lieber mit ihm erheben zu dem zuversichtlichen Rufe: „Es ist vollbracht!“ weil es in Gott gethan war? Bs

Das Testament des Franz von Assisi

2. Die Geschichte des Franziskus und seines Ordens im Lichte des Testaments

Das Testament des Franziskus hat ein geschichtliches Interesse zunächst durch die (m. E. von der Forschung noch nicht ausreichend gewürdigten) autobiographischen Mitteilungen, die es enthält.

Gleich der Anfang ist in dieser Hinsicht beachtenswert. Die „Bekehrung“ des Franziskus hat nicht, wie bei so vielen Heiligen der katholischen Kirche, mit dem Ueberwältigtsein von den Idealen der negativen Askese begonnen: eine positive Erweisung der Nächstenliebe Aussätzigen gegenüber erscheint dem rückschauenden Blick des Franziskus als der Anfang seines neuen Lebens. Das Erlebnis, auf das Franziskus hier anspielt, kennen auch die Biographen. Aber sie erzählen es nicht mit dem Nachdruck, den Franz selbst ihm giebt, und höchstens die drei Genossen haben richtige Kunde über das zeitliche Verhältnis, worin es zu anderm von ihnen Berichteten steht.*)

*) Celano I erzählt es irrig nach den unten erwähnten Verhandlungen vor dem Bischof. Daß er für diese Anordnung nicht etwa gute Tradition gehabt hat, beweist er selbst dadurch, daß er in der Vita secunda, den drei Genossen folgend, seine frühere Anordnung umgedreht hat.

Daß die Wertung des Erlebnisses durch Franz selbst maßgebend sein muß, ist zweifellos. Dennoch wird man die thatsächlichen Einzelheiten, die die Biographen mitteilen, wenn auch mit Zurückhaltung, als zuverlässig ansehen dürfen. Die „Bekehrung“ des Franziskus, die nach übereinstimmenden Angaben der Quellen im Jahre 1206 erfolgte, wird demnach etwa folgendermaßen sich vollzogen haben.

Franziskus, der verzogne Sohn eines reichen Tuchhändlers in Assisi, hatte bis in sein zweiundzwanzigstes Lebensjahr (1204) leichtsinnig und übermütig mit gleichgesinnten Genossen das Leben nur von seiner fröhlichen Seite genommen. Eine Krankheit brachte damals den Ernst des Daseins ihm näher, allein sie bewirkte noch keine völlige Umwandlung. Anwandlungen schwermütig-suchender Frömmigkeit wechselten mit Vergnügungen der alten Art, ohne daß diese oder jene das Herz des Jünglings auszufüllen vermochten. Da begegnete er einst auf einem Spazierritt einem Aussätzigen. Schnell ritt er vorbei. Aber Selbstvorwürfe hießen ihn, sein Pferd umwenden: er überwand seine Aversion gegen die widerwärtige Krankheit, gab dem Aermsten alles Geld, das er bei sich trug, und küßte ihm, wie abbittend, die Hand. Die Seligkeit, die dieser Sieg über sich selbst ihn empfinden ließ, trieb ihn wenige Tage später, das Aussätzigenhaus zu besuchen. Hier Liebe zu üben und Dank zu ernten, der aus innerstem Herzen kam — das war das Erlebnis, das den neuen Menschen in Franziskus zur Geburt kommen ließ.

Das katholische Mönchtum ist seiner Wurzel nach und war auch damals in seiner gesamten Erscheinung ein Leben des frommen Egoismus: seiner Seligkeit zu lieb der Welt — nicht nur ihren Lüsten, sondern auch ihren Pflichten — den Rücken kehren, ist Selbstsucht, eine Verletzung der Liebespflicht, die einem Christen gebietet, dem Nächsten zu dienen mit seinen Gaben. Franz von Assisi hat den Anstoß zur Entstehung einer neuen Form des Mönchtums gegeben — eines Mönchtums, das nicht nur gelegentlich wie die alten Klosterschulen und die Agrikulturarbeit der Klöster andern diente, sondern andern zu dienen in seinen Beruf einrechnete. Darauf weist schon die Art der „Bekehrung“ des Franziskus hin.

Zur völligen Klarheit hatte ihn freilich jenes Erlebnis mit dem Aussätzigen noch nicht gebracht. Im Testament deutet er selbst dies an, wenn er sagt, daß er noch kurze Zeit in den alten Verhältnissen geblieben sei, und von den Biographen lassen ihn auch die, die den Besuch des Aussätzigenhauses ungefähr an die rechte Stelle seines Entwicklungsganges setzen, noch nachher wie einen Suchenden erscheinen. Aber nur „kurze Zeit“ hat der Durchbruch auf sich warten lassen. Franz kehrte, wie er sagt, der Welt den Rücken. Die Biographen ermöglichen es uns, auch diese Andeutung auszumalen. Längst brannte dem Franz gelegentlich das Geld in der Hand: wie er die Aussätzigen beschenkt hatte, so bedachte er auch andre Arme; seine Gutmütigkeit zog ihn zu ihnen hin, ja bei Gelegenheit eines Pilgerbesuchs in Rom, der vielleicht noch vor die Begegnung mit dem Aussätzigen fällt, hatte er, um zu fühlen, wie Betteln schmeckt, einen Tag lang die Rolle eines Bettlers vor einer Kirchthür gespielt. Die Stimmung, die dies alles verrät, verschaffte sich alleinige Geltung, als er eines Tages in dem verfallnen Kirchlein des heiligen Damian unweit der Stadt vor einem Bilde Christi betend, von diesem die Aufforderung zu hören glaubte, er solle „seine zerfallende Kirche wieder herstellen.“ Der Gekreuzigte wollte ihn und sein Geld zu Gunsten der Wiederherstellung der Damianskirche, so dachte er. Und er war entschlossen zu folgen, mit seinem frühern Leben zu brechen. In die Stadt eilend, sattelte er sein Pferd, belastete es mit Tuchballen und ritt nach Foligno; dort verkaufte er alles, einschließlich des Pferdes, bot zurückkehrend das Geld dem armen Priester an, der an der Damianskirche amtirte, und bat zugleich um die Erlaubnis, bei dem Kirchlein seine Wohnung sich einrichten zu dürfen. Letzteres gestattete der Priester — er hätte es auch schwerlich hindern können —, die Annahme des Geldes aber verweigerte er. Da warf es Franziskus durch ein Fenster in die Kirche. Er war den Mammon los; das reiche Elternhaus lag hinter ihm, und alle Bemühungen der Seinigen, ihn zurückzuholen und zur Sinnesänderung zu bringen, waren vergeblich. Schließlich kam es zu einer öffentlichen Verhandlung vor dem Bischof, bei der Franz freiwillig auf alles väterliche Gut verzichtete und selbst die Kleider, die er trug, dem Vater zurückgab. Dieser (nach den „drei Genossen“ gegebne) Bericht über den Bruch des Franziskus mit der Welt trägt freilich schon legendarische Färbung — die (bei Celano I noch fehlende) Aufforderung Christi an Franz, „seine Kirche“ wieder herzustellen, ist Beweis genug dafür —; im großen und ganzen aber mags so zugegangen sein.

Das nächste Ereignis seines Lebens, das Franz erwähnt, ist das (mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahr 1209 datirbare) Zuströmen von Brüdern. Damals, so sagt Franziskus, habe ihm Gott geoffenbart, daß sie nach Maßgabe des heiligen Evangeliums leben sollten. Bei den Biographen finden wir über den dreijährigen Zwischenraum, den Franz überspringt, mancherlei. Und da Franziskus eben da, wo er diese drei Jahre verlebte, schon zehn Jahr später ein Volksheiliger war und schon zwanzig Jahre später als kanonisirter Heiliger den ersten Biographen fand, so müssen in den Erzählungen der Biographen vertrauenswürdige Erinnerungen enthalten sein. Im einzelnen aber muß manches zweifelhaft bleiben, und auch an einem wichtigen Punkte ist, wenn ich nicht irre, die älteste Biographie und mit ihr die wissenschaftliche Darstellung der Gegenwart ungenau. Sicher ist, daß Franz seit seiner Flucht aus dem Elternhause, an der Damianskirche wie ein Einsiedler lebend, zunächst für deren Neubau mit eigner Hand Steine zusammengetragen und gearbeitet hat, daß er dann einer andern verfallenden Kapelle, der Kirche S. Maria degli Angeli, die wegen ihrer Kleinheit auch „Portiunkulakirche“ genannt wurde, die gleiche Arbeit gewidmet hat. Auch mancherlei andre niedre Dienste hat er gethan, um die Aussätzigen sich auch ferner noch gekümmert. Als sicher darf weiter gelten, daß er seine Nahrung während dieser Zeit sich oft erbettelt hat. Daß er durchgängig dies gethan habe, ja daß er, wie Hase sagt, „ein Gourmand auf Bettelbrot“ gewesen sei, das ist, obwohl es schon bei Celano I so aussieht, gewiß nicht anzunehmen. Im Testament erscheint dem Franz im Rückblick auf sein ganzes Leben die Arbeit als der normale Weg zur Erwerbung des Lebensunterhalts, das Betteln als geheiligter, weil demütigender Notbehelf. Zweifelhaft ist, wann Franz zuerst andre durch sein Wort in seine Bahnen zu ziehen versucht hat. Und mit dieser Frage hängt die andre zusammen, in Bezug auf die man bisher allgemein, m. E. irrig, dem Bericht von Celano I gefolgt ist. Celano I erzählt, daß Franz eines Tages „im dritten Jahre nach seiner Bekehrung“ während der Messe in der Portiunkulakirche das Evangelium aus Matth. 10, 7—14 gehört habe:

> Gehet hin und prediget. . . . Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euern Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert. Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet, da erkundiget euch, ob jemand darinnen sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen zieht. Wo ihr aber in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe. Und so es dasselbe Haus wert ist, so wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden. Und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselben Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euern Füßen.

Da er den (lateinisch verlesenen) Text nicht ganz verstanden hatte, habe er von dem Priester ihn sich auslegen lassen, und so belehrt, habe er hocherfreut ausgerufen: „Das ist, was ich will, wonach ich suche; das begehre ich zu thun von ganzem Herzen.“ Darnach habe er angefangen zu predigen, und seine Predigt habe ihm bald Genossen zugeführt. Dieser Bericht hat schon in den ältern Darstellungen des Lebens des Franziskus eine große Rolle gespielt, und in den neuen und neuesten Arbeiten über die Anfänge des Minoritenordens hat man den Einschnitt, den schon Celano durch das Bekanntwerden mit jenem Bibeltexte im Leben des Franziskus gemacht sieht, noch vertieft: bis dahin sei Franz, so sagt man, in unklarem Suchen nach der rechten Art der Bethätigung seines neuen Lebens gewesen, an jenem Texte erst habe sich sein Beruf ihm offenbart. Gegen die Richtigkeit dieser Konstruktion muß schon das bedenklich machen, daß Celano in der Vita secunda seine frühere

Darstellung aufgegeben hat und erst nach der Gewinnung des ersten Genossen diesen und Franz gemeinsam jenen Bibeltext hören läßt.*) Vollends entscheidet das Testament gegen diese Auffassung der Dinge:

> Als mir der Herr Fürsorge für Brüder gegeben hatte, zeigte mir niemand, was ich thun müsse, sondern der Allerhöchste selbst offenbarte mir, daß ich leben müsse nach Maßgabe des heiligen Evangeliums.

Daß Franz hier an Matth. 10, 7—14 gedacht hat, zeigt alles, was im Testamente folgt. Celano II hat also Recht. Und hat er Recht, so wird wahrscheinlich, was auch durch andre Stellen nahe gelegt wird, daß Franz schon vor der Bekanntschaft mit Matth. 10, 7 ff. gelegentlich auf Andre im Sinne seiner Ideale redend einzuwirken versucht hat. Das Bekanntwerden mit Matth. 10, 7 ff. bezeichnet für Franz selbst gar nicht eine so wichtige Epoche; es war hochwichtig nur für ihn als den, „dem Gott Fürsorge für Brüder gegeben hatte." Diese Korrektur der bisherigen Auffassung mag zunächst höchst unbedeutend erscheinen, doch ist sie es m. E. nicht. Denn in ihrem Lichte erkennt man, was für Franz das Wesentlichste seines neuen Lebens gewesen ist. Nicht das Predigen durch Worte — Gottes Wort darzubieten ist die Aufgabe der Kleriker, und Franz war Laie — nur die Diakonatsweihe hat er später erhalten und wußte sich als Laie noch in der Zeit seines Testaments —; das Wesentliche war ihm, in der Nachfolge Jesu ein armes Leben selbstlosen *Dienens* zu führen. Das hatte er gethan seit seiner Bekehrung; das hat er und haben seine ältesten Genossen auch ferner gethan; solche Predigt durch die That erschien ihm wichtiger als die Predigt durch das Wort, die er freilich auch selbst geübt hat.

> Einst — in späterer Zeit — sagten ihm einige Brüder: „Vater, siehst du nicht, daß bisweilen die Bischöfe uns nicht gestatten zu predigen und uns mehrere Tage an einem Orte müßig stehen lassen, bevor wir dazu kommen, zum Volke zu reden? Es würde besser sein, wenn du dafür sorgtest, daß die Brüder ein Privileg von dem Papste erhielten. Das würde zum Heile der Seelen gereichen." Franz antwortete ihnen mit scharfem Tadel: „Ihr Minderbrüder erkennt nicht den Willen Gottes und laßt mich nicht so, wie Gott es will, die ganze Welt bekehren. Denn ich will zunächst durch Demut und Ehrfurcht die Prälaten selbst bekehren. Wenn sie dann unser heiliges Leben sehen und die Ehrfurcht, die wir gegen sie haben, so werden sie selbst euch bitten, daß ihr zum Volke redet und es bekehrt, und werden so in wirksamerer Weise euch heranziehen als die Privilegien, die ihr wünscht, und die euch hochmütig machen würden. . . . Ich für meine Person wünsche mir von Gott das Privileg, von den Menschen kein andres Privileg zu haben als dies, allen Ehrfurcht zu erweisen und durch die Beobachtung der heiligen Regel alle zu bekehren mehr durchs Beispiel als durchs Wort.**)

Dieselbe Auffassung der *gemeinsamen* Aufgabe der Brüder, die die eben angeführte Ueberlieferung für Franz bezeugt, zeigt auch das Testament. Franz ist sich nicht bewußt, einen besondern Orden mit besondern von Menschen erdachten Statuten und Einrichtungen begründet zu haben, als im Jahre 1209 Genossen bei ihm sich einfanden. Gott hat ihm offenbart, daß sie „nach Maßgabe des Evangeliums" ihr Leben einrichten sollten, er selbst, Franziskus, hat dann „mit wenigen schlichten Worten" eine entsprechende Lebensregel aufgeschrieben, und der Papst hat seinen bestätigenden Segen gegeben (1210).***) Diese älteste „Regel" des heiligen Franz ist nicht erhalten. Aber mit Hilfe verschiedner Quellenangaben kann man aus einer spätern Regel von 1221, die 1223 durch die definitive abgelöst ist, eine ältere Grundlage herausschälen, auf Grund deren sich eine ausreichende Vorstellung von der in ihr wahrscheinlich bereits erweitert enthaltnen Regel von 1209 bilden läßt. Die älteste Regel

*) Diese Darstellung geht auf die Legende der drei Genossen (Kap. 27—29) zurück, unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß sie die in ihr aus Celano I stammende Erzählung vor dem Bekanntwerden des Franziskus mit Matth. 10 (tres. soc. 25) mit gutem Grunde ausläßt; — mit gutem Grunde: denn tres. soc. 25 ist nichts als eine ungenaue Doublette zu 28 und 29.

**) Daß dies durch Bruder Leo vielleicht in dem seit alter Zeit verlornen Teile der „Legende der drei Genossen" überlieferte Wort Anspruch auf Authentizität hat, folgt daraus, daß es Ubertino da Casale 1310 vor der Kurie und den Ordensobern zitirte (Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters III, 51 ff.). Vgl. Sabatier, S. 232, Anm.

***) Vgl. Sabatier, S. 100, Anm. Ueber die Reise nach Rom, die Franz unternahm, um die Erlaubnis des Papstes zu erlangen, ist die Ueberlieferung weder dürftig noch interesselos. Doch kann ich dies wie vieles andre biographisch Interessante in kurzen Artikeln nicht erörtern.

scheint fast nur aus Bibelworten bestanden zu haben, und eine im wesentlichen richtige Vorstellung von ihr, eine im wesentlichen vielleicht auch richtige Vorstellung von der Art der „Offenbarung," aus der Franz sie herleitet, geben die drei Genossen, wenn sie erzählen, daß Franz, als ein erster und bald auch ein zweiter Genosse sich eingefunden habe, mit ihnen in die Kirche gegangen sei und dort nach brünstigem Gebet um göttliche Erleuchtung dreimal die Bibel beliebig aufgeschlagen habe. Das erstemal sei den Dreien so der Spruch aus Matth. 19, 21 in die Augen gesprungen:

> Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.

Das zweitemal die oben zitirte Stelle aus Matth. 10; drittens endlich Mark. 8, 34:

> Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst.

Franz, so erzählen die drei Genossen, habe frohlockt über diese göttliche Bestätigung seines bisher von ihm verfolgten Vorhabens, und ausgerufen:

> Brüder, hier seht ihr unser Leben und unsre Regel, die Regel auch für alle, die unsrer Gemeinschaft sich anschließen wollen. So geht nun hin und thut, wie ihr gehört habt.

Wenig mehr als die drei genannten Bibelabschnitte mag die älteste Regel enthalten haben. Ihr gemäß gestaltete sich das Leben der Brüder. Und wenn auch das beispiellose Wachstum der Brüderschaft bald in Einzelheiten die Verhältnisse umgestaltete — seit Kleriker in wachsender Zahl sich anschlossen, erhielt für diese und damit für die Gesamtheit die Predigt, die Predigt in *den Kirchen* eine wachsende Bedeutung —; im ganzen und großen behielten die Zustände bis etwa 1217 ihren ursprünglichen Charakter. Auf diese Zeit blickt das Testament in § 5—7 zurück: die Genossen des Franziskus, die „Bußbrüder von Assisi," wie sie anfangs genannt wurden, bildeten eine nicht durch wohlgefügte Statuten und durch eine geordnete Verfassung, sondern lediglich durch die Gemeinsamkeit der Gesinnung und durch das Ansehen des Franziskus zusammengehaltene Bruderschaft, deren Mitglieder durch das Beispiel ihres Bußernstes, durch die Demut freiwilligen Dienens und bei Gelegenheit auch durch Predigten auf Straßen, auf Plätzen und, seltener, auch in den Kirchen andre zur Buße und zu friedlicher Lebensführung anreizen wollten. Von dem „Bettelorden" der spätern Zeit war man noch weit entfernt. Zwar Geld nahm man nie, weder als Geschenk noch als Arbeitslohn: Sorge für den folgenden Tag kannte man nicht. Schaffte die Arbeit das Nötigste zum Lebensunterhalt, so war man zufrieden. Und fand man dienend seine Nahrung nicht, so scheute man sich nicht, Geschenke zu nehmen und zu erbitten. Aber *Regel* war das Betteln nicht. Der *Armut* hatte sich Franz verlobt, um mit Dante zu reden, nicht dem Bettel. Die Armut war die Gehilfin seines Wirkens, die Beglaubigung der Selbstlosigkeit und *eben in dieser Verbindung* die Bethätigung der Nachfolge Jesu, des reichen Herrn, der arm wurde um unsertwillen, der nicht gekommen war, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene. Diese Zustände spiegelt auch der offizielle Name wieder, den die Brüder in dieser Zeit — sicher vor 1218 — durch Franz erhielten: fratres minores, „Minderbrüder" d. h. Brüder, die, wo sie auch sind, geringer sein wollen als alle andern, Brüder, die allewege dienen, nicht herrschen sollen. Die Verlesung einer Stelle der Regel, die eben dies letztere forderte, hatte gelegentlich die Veranlassung zu dieser Namengebung geboten.

An diese Erinnerungen an die Anfangszeit der Bruderschaft schließen sich im Testament (§ 8—14) eine Reihe von Ermahnungen und Willensäußerungen an, die auf die Zukunft ausblicken. Die Ordensgeschichte von etwa 1217 an wird nicht berührt. Für die Jahre von da ab bis zur Abfassung des Testaments ist dieses daher nur indirekt als Quelle für die Biographie des Franziskus zu verwerten. Für die allerletzte Zeit des Heiligen aber ist es eine *Urkunde* seiner Lebensgeschichte von allergrößter Bedeutung. Davon soll in dem letzten Artikel die Rede sein. Hier gebe ich noch eine kurze Skizze der Ordensgeschichte seit 1217, um dann mit der Erörterung der indirekten biographischen Bedeutung, die das Testament auch für diese Zeit hat, hinüber zu leiten zu dem letzten Artikel.

Seit 1217*) begann der rapide wachsende Umfang der Bruderschaft die primitiven Formen zu sprengen. Auf der Jahresversammlung der Brüder, dem „Kapitel" dieses Jahres, wurden Missionen in alle katholischen Länder beschlossen und an die Spitze der ausziehenden Gruppen ministri gestellt, führende Diener, die Provinzialminister der Folgezeit. Die künftige „Verfassung" des „Ordens" kündete sich an. — Die „Missionen" machten fast alle Fiasko. Ohne Kenntnis der Landessprachen, auf keine Empfehlung gestützt, mußten die unter diesen Umständen für ihren Unterhalt auf den Bettel angewiesenen Brüder dem Verdacht der Vagabondage ausgesetzt sein; ja man konnte geneigt sein, die sonderbaren Leute, die predigen wollten, während sie doch zum größten Teile Laien waren, für Sendling irgend einer ketzerischen Sekte zu halten. Aus solchen Erfahrungen ging das obenerwähnte Ausschauen einzelner Brüder nach päpstlichen Privilegien mit Notwendigkeit hervor. In Rom kam solchen Neigungen der lebhafte Wunsch entgegen, den nüchtern-praktischen Erwägungen der Kurie einen Einfluß auch auf die innern Verhältnisse der Bruderschaft zu verschaffen. Das Unternehmen des Franziskus hatte einige bedenkliche Aehnlichkeiten mit dem der Waldenser. Und was bei Franzens tadelloser Kirchlichkeit dennoch ungefährlich schien, solange die Zahl seiner Genossen gering war, gewann bei dem gewaltigen Erfolg der Bewegung ein andres Gesicht. Ließen diese Massen sich in Zucht halten, solange allein die Prophetenautorität eines so naiven, weltunkundigen Mannes wie Franz, und der lautere Eifer der Einzelnen die Bürgschaft der Ordnung war? Jede Probezeit fehlte; oft wurden nach plötzlicher Bekehrung Leute höchst zweifelhaften Vorlebens aufgenommen. War es nicht hohe Zeit, für das Bleiben der Bruderschaft in den Geleisen der Ordnung und der Rechtgläubigkeit Garantien zu schaffen, wie sie andre Orden in genauen Statuten, in einer geordneten Verfassung besaßen? Und war es nicht klug, die neue Macht, die die Bruderschaft darstellte, zu einem brauchbaren Werkzeuge der obersten Kirchenleitung zu machen? — Schon Papst Innocenz III., der 1210 den Franziskus in Rom empfing, hatte einen Kardinal beauftragt, Franz und seine Genossen im Auge zu behalten. Als Innocenz und ebenso dieser Kardinal 1216 gestorben waren, bot ganz gewiß im Einverständnis mit dem neuen Papste Honorius III. (1216—1227) Kardinal Hugolino, Bischof von Ostia (als Gregor XI. von 1227—1241 der Nachfolger des Honorius) dem Franziskus sich als Protektor an: seit der Zeit war es Hugolino, durch den die Kurie ihre Hand bei allen wichtigen Geschehnissen im Minoritenorden im Spiele hatte. Die Bemühungen, die die Kurie bis 1218 aufwandte, um den Orden nach ihren Wünschen zu gestalten, entziehen sich zuverlässiger Erkenntnis; sie erreichten auch noch nichts. — Eine Gelegenheit zu entscheidendem Eingreifen aber bot sich, als Franz im Sommer 1218 mit mehrern Brüdern in den Orient gereist war. Daß Rom während dieser Zeit in die innern Angelegenheiten der Brüderschaft sich eingemischt hat, scheint mir Sabatier erwiesen zu haben; es war nicht nur das Gerücht vom Tode des Franziskus, das Verwirrung hervorrief. Die Krisis kam dann, als Franz im Sommer 1220, von einigen Getreuen geholt, nach Italien zurückkehrte. Sicher ist, daß Franz jetzt die Hand dazu reichte, daß Kardinal Hugolino als Protektor der Bruderschaft eine offizielle Stellung zu ihr erhielt; sicher ist, daß er Konferenzen mit ihm gepflogen hat, sicher ist, daß 1221 eine neue Regel angenommen wurde, die die Bruderschaft einem Orden alten Stiles schon näher brachte; sicher ist, daß diese Regel 1223 einer andern wich, die dann in offizieller Geltung geblieben ist, einer die Verfassung sorgfältig normirenden Regel, die zwar dem Armutsgelübde nichts nachgiebt, aber die Arbeit zurücktreten läßt, während (wie schon 1221) das Predigen mit Kautelen umgeben wird; sicher ist, daß Papst Honorius diese Regel bestätigte, und daß er seit 1219 in verschiednen Bullen noch nicht gerade Privilegien, aber Empfehlungen für die Minoriten ausstellte. Sicher ist ferner, daß die Zustände im Orden nach 1223 bald auch über die definitive Regel hinausführten: Kirchen, Kirchhöfe und geräumige Konventshäuser (Klöster) wurden faktisch — wenn auch nicht nominell — Eigentum des Ordens, Gelehrtenthätigkeit fand im Orden eine Stätte, das Leben der primitiven Anfangszeiten hielt sich vornehmlich nur in den ärmlichen Eremitorien des sonnigen Italiens. Sicher ist andrerseits, daß sowohl die Regel von 1221 als die von 1223 den Franziskus als Generalminister der Bruderschaft erscheinen läßt und redend einführt. Unsicher aber ist trotzdem nicht nur die innere, sondern auch die äußere Stellung des Franziskus zu all diesen Geschehnissen. Daß in den letzten Jahren Bruder Elias vikarisch den Generalminister vertrat, ist gewiß. Doch Celano II erzählt, daß schon weit früher Franz zu Gunsten des Bruders Petrus Cattanii, der bereits im März 1221 starb, faktisch seiner Stellung entsagt habe; und manche andre, gleich dieser zunächst zweifelhafte Ueberlieferung läßt Franziskus unzufrieden erscheinen mit der Entwicklung, die sich vollzogen hatte.

*) Ueber das Datum vgl. Sabatier S. 223. Anm.

Giebt das Testament wenigstens indirekt hier Auskunft? Allerdings. Indirekt, aber hinreichend deutlich. Das Schweigen über die gesamte Entwicklung seit etwa 1207, das Schweigen von den neuen Regeln von 1221 und 1223 ist beredt genug. Es zeigt, daß Franz die Entwicklung seit seiner Reise in den Orient nicht mehr geleitet hat. Und da es in der Zeit seiner Entstehung Franz nicht als Generalminister erscheinen läßt, so macht es wahrscheinlich, daß Celano II recht berichtet, daß Franz schon gleich nach seiner Rückkehr aus dem Orient, wenn auch nicht nominell, so doch faktisch von der Leitung der Geschäfte zurückgetreten ist. Wie mag er innerlich zu der Entwicklung gestanden haben, die er sich vollziehen sah? Was bedeutet es, daß er vor seinem Tode in der feierlichen Form, die sein Testament zeigt, noch einmal den Brüdern die Anfangszeiten des Ordens vorhielt und Ermahnungen und Willensäußerungen für die Zukunft diesen Erinnerungen an die Vergangenheit hinzufügte?

L

Zur Psychologie des Glaubens

Uebersicht: 1. Christi irdisches Erscheinungsbild; 2. Der lebendige Christus in uns: a) Unsre Erkenntnis Christi; b) Christi Wirkung auf uns; 3. Der Glaube an Christus, Glaubensgedanken und Dogmatik

1. Christi irdisches Erscheinungsbild

Als Christus von seinen Jüngern Abschied nahm, sagte er zu ihnen, wie das Johannesevangelium berichtet: „Bleibet in mir und ich in euch." Mit diesen Worten ist alles zusammengefaßt, was zum Christentum gehört. Wir müssen von Christo ergriffen sein und in ihm und durch ihn leben. Wie das aber zugehe, das ist keine dogmatische, sondern eine psychologische Frage. Ist sie erst gelöst, dann schließt sich das Dogmatische klar und leicht von selbst an. Psychologie muß die Bahn brechen, um uns verstehen zu lassen, wie unsre Gemeinschaft mit Christo zustande kommt und in dieser Gemeinschaft Einwirkungen Christi auf uns geschehen.*)

Das Erste ist die Entstehung des Bildes Christi in uns. Sie kann nur erklärt werden durch eine Betrachtung darüber, wie überhaupt Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erkenntnisse und Entschlüsse in uns entstehen. Diese Vorgänge sind nicht ohne weiteres durchsichtig und deutlich. Viele Streitfragen wären bei ihrer Beschreibung zu erörtern. Schon über den Grundprozeß des seelischen Lebens herrscht keine Einstimmigkeit unter den Forschern. Im allgemeinen ist man gegenwärtig höchstens darüber einig, daß das seelische Leben, ganz abgesehen von dem Wesen der Seele und den damit zusammenhängenden Problemen, geweckt wird durch Reize, die auf unsre Nerven irgendwoher und irgendwie ausgeübt werden. Wir empfangen Eindrücke von außen, wobei, wenn man dies ausspricht, noch völlig unerklärt bleibt, was unter diesem „außen" oder „außer uns" zu verstehen sei. Reize wirken auf unsre Sinne. Eine Schallwelle berührt unser Ohr, oder ein Wasserstrahl unsre Haut. Licht trifft unsern Sehnerv. Hier-

*) Es sind uns neuerdings mancherlei Mißverständnisse des in diesen Spalten Gesagten begegnet; wir möchten deshalb ausdrücklich bemerken, daß der Herr Verfasser nicht sagt, Psychologie sei notwendig, damit Gemeinschaft mit Christus zustande komme. Das ist Gott sei Dank nicht der Fall. Matth. 11, 25. D H

durch werden Sinneseindrücke hervorgebracht, und durch sie gewinnen wir äußere Wahrnehmung. Sie besteht darin, daß unsre Sinne einen Eindruck, der sich ihnen darbietet, erfassen. Dabei brauchen wir uns dieses Vorgangs noch gar nicht bewußt zu sein. Erst indem die äußere, nur auf die Sinne beschränkte Wahrnehmung bis zu unserm Innern vordringt, also bewußt wird, entsteht die Empfindung. Sie ist das, was in uns vorgeht, indem wir wahrnehmen, darf also innere Wahrnehmung genannt werden.

Durch die äußere Wahrnehmung findet ein unmittelbares Auffassen der Dinge statt. Durch die innere Wahrnehmung fassen wir die Sinneseindrücke als Bewußtseinsinhalte auf und legen ihnen auf Grund der Empfindungen Eigenschaften bei, wie hart, weich, rauh. Die Dinge aber sind auf äußere Veranlassung von uns bewirkte Zusammenfassungen verschiedner Sinneseindrücke, die wir empfangen haben. Das Ding „Apfel“ z. B. ist eine Zusammensetzung aus Gesichts- (rot, gelb), Getasts- (weich, glatt, rund), Geruchs- (frisch, faulig) und Geschmacks- (süß, sauer) Eindrücken. Mit andern Worten: der Apfel ist ein rotes, weiches, rundes, wohlriechendes und süßschmeckendes Ding. Die Verbindung von Wahrnehmungen nennen wir Anschauungen. Ich habe die Anschauung eines Hauses, wenn ich die verschiednen Wahrnehmungen: Wand, Thür, Fenster, Dach mit einander zusammenbringe.

Die Sinneseindrücke nun, die wir gewonnen haben, und ebenso auch die Zusammensetzungen oder Knäuel von solchen werden von der Seele festgehalten, auch nachdem der Gegenstand der Wahrnehmung uns entschwunden ist. Die Thätigkeit des Wahrnehmens hinterläßt sogenannte Dispositionen oder Spuren in uns, wodurch die stattgehabten Eindrücke zu bleibenden gemacht werden als Bilder der wahrgenommnen Dinge. Haben wir ein Haus wahrgenommen, so bleibt das Bild dieses Hauses in unsrer Seele, auch wenn wir das Haus selbst nicht mehr vor uns haben.

Diese Bilder von Gegenständen in uns nennen wir Vorstellungen. Sie entstehen dadurch, daß das Bewußtsein auf den empfangnen Sinneseindruck bezogen wird. Unsre Seele leistet gewissermaßen dem auf sie eindringenden Sinneseindrucke infolge ihres Selbsterhaltungstriebes einen Widerstand und stellt dadurch diesen Eindruck vor sich hin, macht ihn zum Gegenstand, zum Objekt. Durch das Vorstellen tritt sie in Aktivität. Naturgemäß muß ein solches Bild in der Seele desto mehr befestigt werden, je öfter die Wahrnehmung, durch die es entstand, sich wiederholt. Die Vorstellungen werden so zu bleibenden innern Bildern, die auch dann noch in uns sind, wenn die äußere Wahrnehmung nicht mehr besteht und ohne daß sie wiederholt wird. Ich kann die Vorstellungen Haus, Fichte, Hund haben, auch wenn ich kein Haus, keine Fichte, keinen Hund wahrnehme. Dergleichen Vorstellungen ohne gleichzeitige Wahrnehmung bezeichnen wir auch als Gedanken in weitestem Sinne im Gegensatz zu den Wahrnehmungen und Anschauungen. In dieser allgemeinsten Fassung ist Denken gleichbedeutend mit Vorstellen. Ich denke mir eine Fichte heißt soviel als: ich stelle mir eine Fichte vor, ohne daß ich eine solche sehe.

Nun können aber Vorstellungen, die wir haben, auch wieder verdrängt werden. Das Vorstellungsbild Haus z. B. wird verschwinden, wenn ich plötzlich etwa ein vorbeilaufendes Tier wahrnehme. Da wird durch die thatsächliche Wahrnehmung des Tieres das bloß innere Bild Haus aufgehoben, aus dem Bewußtsein hinausgetrieben, weil die äußere Wahrnehmung einen stärkern Eindruck auf die Seele ausübt. Eben deshalb werden wir durch starke Geräusche oder andre rasch an uns herantretende Sinneseindrücke in unsern Gedanken gestört. Auch werden schwächere Vorstellungen durch stärkere gehemmt und dem Bewußtsein entzogen, ohne daß Wahrnehmungen dabei einwirken. Doch das entschwundne Bild kann wieder in das Bewußtsein zurückkehren, entweder dadurch, daß man, um bei dem angenommnen Beispiele zu bleiben, von neuem ein Haus wahrnimmt, oder dadurch, daß jemand ein Haus uns schildert, oder durch andre in uns auftretende Vorstellungen, die mit der Vorstellung Haus verwandt sind. Wir sehen etwa bei einer Wanderung eine Felsenwand mit schräger Abdachung. Hierdurch wird die Vorstellung Haus in unser Bewußtsein zurückgerufen, weil diese Felsenwand einem Hause ähnlich oder verwandt ist. Auch dadurch kommen Vorstellungen uns wieder in das Bewußtsein, daß in uns durch Wahrnehmung oder sonstwie andre Vorstellungen geweckt werden, die mit diesen früher einmal in unserm Bewußtsein verbunden gewesen sind. Ich höre den Ton einer Glocke. Da taucht das Bild Turm, das früher mit dem Bilde Glocke in mir verbunden war, wieder auf. Mit einander verwandte oder verbunden gewesene Vorstellungen rufen sich also gegenseitig zurück.

Am stärksten wirkt hier, wie leicht einzusehen ist, die erneute Wahrnehmung. Hatten wir früher eine Theekanne gesehen und sehen sie jetzt wieder, so wird die vorige Vorstellung Theekanne durch die neue Wahrnehmung wieder lebendig. Ist aber die Theekanne, die wir jetzt vor uns sehen, gleich derjenigen, die wir ehedem wahrgenommen hatten und deren Bild in uns zurückgeblieben war, so erscheint uns die jetzt gesehene Theekanne als dieselbe wie die früher gesehene. Wir erkennen sie wieder. Sonach ist Erkenntnis in der allgemeinsten Bedeutung nichts andres als Wiedererkennen. Das begriffliche oder wissenschaftliche Erkennen ist selbstverständlich hiervon weit verschieden und wird weiter unten zu erörtern sein. Das Charakteristische der Erkenntnis überhaupt ist die Beziehung des Bewußtseins auf einen Gegenstand, auf ein Objekt. Wenn wir ein Ding wahrnehmen und uns dabei bewußt werden, daß die Eigenschaften dieses Dinges mit denen eines früher wahrgenommnen übereinstimmen, so erkennen wir das betreffende Ding, genauer ausgedrückt: wir erkennen es wieder.

Im engsten Zusammenhange mit dieser Wiedererweckung (Reproduktion) der Vorstellungen steht die Einbildungskraft. Sie hat ganz allein von da ihren Ursprung. Werden die Vorstellungen in der Seele ihrem freien Spiele überlassen, so rufen sie sich gegenseitig in das Bewußtsein und gehen freie Verbindungen mit einander ein. Es kommen bald daher bald dorther Vorstellungen und verknüpfen sich mit einander, wie sie gerade zusammentreffen nach dem Gesetz der Gleichzeitigkeit, der Aehnlichkeit und des Gegensatzes (Kontrastes), da auch bei dem Entgegengesetzten das immerhin vorhandne Gleiche den Einigungsgrund bildet. So werden frühere Bilder in der Seele geweckt, und neue entstehn. Phantasiren heißt darum so viel als den Vorstellungen in der Seele freies Spiel lassen.

Dieses Spiel der Vorstellungen kann aber auch durch den Willen geleitet werden. Ich vermag aus verschiednen Vorstellungen mit Absicht das Bild einer Gegend oder eines Menschen zusammenzusetzen und auf diese Weise ein ganz neues Vorstellungsbild zu schaffen, wie es geschieht durch den Dichter. In diesem Sinne redet man von determinirender und kombinirender Phantasie. Die determinirende Einbildungskraft schiebt neue Glieder ein, ergänzt Lücken oder setzt hinzu. Die kombinirende bringt neue Verbindungen hervor. Die Phantasie reproduzirt Teile von Dingen und bringt sie mit den Vorstellungen von andern Dingen zusammen. Hierdurch entstehen Bilder von Dingen, deren Bestandteile zwar früher gehabten Wahrnehmungen entnommen wurden, die aber als Ganzes nicht der thatsächlichen Wahrnehmung angehören, sondern erdichtet sind. Es erzählt uns z. B. jemand von einem fremden Lande, das er gesehen hat, das uns aber ganz unbekannt ist. Während wir nun der Erzählung zuhören, entstehen durch die Worte des Erzählers Bilder in unsrer Seele, die von uns aus schon früher vorhandnen, durch Wahrnehmung gewonnenen Vorstellungen zusammengesetzt werden. Wir hören von den Pflanzen jenes unbekannten Landes und setzen uns nun aus unserm bereits erworbnen Vorstellungsmaterial die Vorstellungen dieser Pflanzen zusammen. Wir lassen dies oder jenes, etwa die Formen der Blätter uns bekannter Pflanzen weg und setzen dafür andre uns gleichfalls schon bekannte Blattformen. Wir denken uns die Blätter vergrößert oder anders angesetzt. Aehnliches geschieht auf Grund der gehörten Schilderung der Menschen und Tiere, der Gebirge, der Flüsse. So entsteht in uns allmählich ein Bild des beschriebnen Landes, als ein Produkt der Phantasie, eine rein innere Anschauung, der keine äußere entspricht.

Hiernach haben wir eine Welt der Wahrnehmung und eine

Welt der Dichtung. Die erstgenannte kann auch als Welt der Erfahrung bezeichnet werden. Dann bedeutet Erfahrung, ganz allgemein verstanden, das in unserm innern Leben, was in uns auf Grund von Sinneseindrücken entstanden ist. Genauer würde diese Art von Erfahrung äußere Erfahrung zu nennen sein.

Aber der Mensch macht nicht nur Wahrnehmungen und hat nicht nur Vorstellungen in seiner Seele. Es verbindet sich vielmehr schon mit den Wahrnehmungen das unmittelbare Bewußtsein der Herabminderung oder Steigerung der seelischen Lebensthätigkeit. Dieser Vorgang heißt Gefühl. Es ist durch sich selbst bewußt und bedarf nicht erst einer darauf gerichteten Erkenntnis. Wenn wir z. B. einen Nadelstich empfangen, so nehmen wir das Eindringen der Spitze in die Haut und in das Fleisch wahr. Mit dieser Wahrnehmung aber ist zugleich ein Unlustgefühl, ein Schmerz verbunden. Das Unlustgefühl besteht darin, daß uns das Eindringen der Nadelspitze als Störendes, als Schädliches zum Bewußtsein kommt. Wir nennen bei dergleichen Vorgängen das Fördernde angenehm, das Störende unangenehm, das Bewußtwerden des Angenehmen Lust, das des Unangenehmen Unlust. Das Unlustgefühl ist das Innewerden des Schädlichen, das Lustgefühl das Innewerden des Nützlichen. Das Gefühl überhaupt ist demnach der Ausdruck des seelischen Selbsterhaltungstriebes. Durch dasselbe allein auch werden die Vorstellungen hervorgebracht, insofern es zum Widerstande gegen die eindringenden Sinneseindrücke anregt und dadurch, wie oben erklärt wurde, diese zu Objekten macht.

Aus dem Gefühl geht weiter das Begehren hervor. Dieses ist über das Gefühl hinausgewachsene und darum von ihm unterschiedne Triebkraft, ein thätiger Widerstand des Selbsterhaltungstriebes gegen Störungen, hervorgerufen durch das Streben nach stetigem seelischen Gleichgewicht.

Durch das Gefühl des Unangenehmen entsteht der Trieb zur Abwehr, durch das des Angenehmen der Trieb zur Annäherung. So ist das aus dem Gefühl hervorgehende Begehren auf Bewegung gerichtet. Durch die Vorstellung des zu erreichenden Ziels (eben der Abwehr oder der Annäherung) wird das Begehren zum Wollen und löst sich allmählich immer mehr als eine selbständige seelische Thätigkeit von dem Gefühle ab. Wollen ist also Spontaneität, lebendige Triebkraft der Seele, verbunden mit der Vorstellung des Ziels. Beide aber: Gefühl und Wille üben wesentlichen Einfluß aus auf das Wahrnehmen, Vorstellen und Erkennen, worauf schon bei der Darstellung der determinirenden und kombinirenden Phantasie hingewiesen wurde.

Das Bewußtsein ergreift in jedem Augenblicke die Vorstellung, die von (innen oder außen) die lebhafteste Gefühlserregung mit sich führt. Hierauf beruht das Interesse und die Aufmerksamkeit. Das Bewußtsein wendet sich jedesmal dem stärksten Eindrucke zu. Aufmerksamkeit ist das Festhalten einer Wahrnehmung oder Vorstellung und beginnt mit dem Aufmerken, d. i. mit dem Hinwenden der Auffassungsthätigkeit des Bewußtseins nach dem betreffenden Gegenstande oder nach der betreffenden Vorstellung. Das Aufmerken folgt ursprünglich nur dem physischen Reize. Der stärkste sinnliche Eindruck bewirkt, daß das Kind aufmerkt. Die weitere Stufe des Aufmerkens besteht dann in dem Hinwenden der innern Wahrnehmungsthätigkeit auf Dinge oder Vorstellungen als Bildern von Dingen. Das ist die geistige oder apperzipirende, die intellektuelle Aufmerksamkeit, die als innerliche von der äußerlichen (nur perzipirenden) zu unterscheiden ist.

Das Aufmerken gelingt um so besser, je mehr Vorstellungen wir in der Seele haben, die mit den neuaufzufassenden verwandt sind. Das Erregen des Interesses beruht eben deshalb darauf, daß möglichst viel Vorstellungen geweckt werden, die den neueintretenden wie schon älteren bekannten zum Empfang entgegen kommen. Aufmerksamkeit ist also Hinschauen, Zugreifen und Festhalten, ein Zuströmen der schon vorhandnen Vorstellungen zu den neu sich darbietenden. Die sinnliche wie die intellektuelle Aufmerksamkeit kann unwillkürlich oder willkürlich sein, entweder hervorgerufen durch eindringende Reize oder durch Vorstellungen die wieder auf Gefühlen oder Begehrungen beruhen. Die willkürliche Aufmerksamkeit besteht in Erwartung oder Beobachtung und dient zur Deutlichkeit der Wahrnehmungen, was nicht erst

durch Beispiele belegt zu werden braucht. Das Gefühl des Angenehmen treibt uns, eine Wahrnehmung festzuhalten, das des Unangenehmen, sie zu fliehen. In dieser Weise wirken Fühlen, Vorstellen und Wollen zusammen schon in dem einfachsten Erkenntnisakte.

Das bisher Gesagte ist nun anzuwenden auf die Entstehung des irdischen Erscheinungsbildes Christi in uns. Den ersten Jüngern entstand dieses Bild vermittelst thatsächlicher Wahrnehmung. Sie sahen Jesum, sie ergriffen seine Hand, sie hörten seine Stimme. Dadurch kam in ihnen das Vorstellungsbild des Meisters zustande. Jeden Tag wiederholten sich diese Sinneseindrücke und wurden infolge dessen immer bestimmter und deutlicher. Je öfter und je länger sie Jesum sahen, je stärker der Eindruck seiner äußern Erscheinung auf sie war, desto sicherer konnten sie sein Bild auffassen und festhalten. Später, als er nicht mehr sichtbar vor ihnen wandelte, wird sein Erscheinungsbild in ihnen allmählich verblaßt sein und sich unmerklich für sie verändert haben, weil kein Vorstellungsbild in der menschlichen Seele unverändert bleibt. Niemals entspricht ein Erinnerungsbild vollständig dem gesehenen Gegenstande, weil sich andre Vorstellungen dazwischen schieben und neue Wahrnehmungen die alten verwischen. Aber in den Hauptzügen ist zweifellos den Jüngern das Vorstellungsbild Jesu erhalten geblieben schon wegen der Gewichtigkeit seines Wesens.

Wir, die wir Jesum nicht gesehen haben, können uns nur ein Phantasiebild von ihm machen. In jedem Christen wird es sich anders gestalten, je nach den bildlichen Darstellungen Jesu, die er betrachtet hat, je nach den Schilderungen, die ihm entworfen worden sind, auch je nach den Menschen, die er gesehen hat, und je nach seiner eignen individuellen Beschaffenheit. Doch das alles bezieht sich nur auf die äußerliche, leibliche Gestalt Jesu. Diese ist nicht die Hauptsache an seiner Person. Das führt zu weitern Erwägungen. K

Zum Preßstreit über den Evangelisch-sozialen Kongreß

In einen Streit mit anonymen Gegnern in der Tagespresse mich einzulassen — sei es in Form von „Berichtigungen" oder „Entgegnungen" — habe ich vermieden, da mir an der Meinung politischer Parteiorgane von rechts oder links als solcher schlechterdings nichts gelegen ist. Der blinde Lärm hat sich nun wohl gelegt; ich komme rückblickend mit wenigen Worten auf das Schauspiel, das gewisse „staatserhaltende" Organe dabei boten, zurück, da mir die Meinung der Leser dieser Zeitschrift für die Sache nicht gleichgiltig ist und Unbefangne darunter das spezifische Parteipreßwesen so wenig kennen könnten, daß sie diese Unkenrufe für bittern Ernst nehmen. Niemand wird freilich erwarten, daß ich mich auf Auseinandersetzungen mit der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung einlasse, die uns mit Ahlwardt zusammenstellte und noch jetzt in fast jeder zweiten Nummer Göhre — es ist kein andrer Ausdruck möglich — mit Schmutz bewirft. Ein Lob aus dem Munde dieses grundsätzlich gesinnungslosen Organs, das unter der gesamten europäischen Presse in der öffentlichen Achtung bereits seit Jahrzehnten einstimmig und mit Recht am tiefsten gestellt wird, hat wohl noch niemandem als Ehre gegolten, und seit 1890 wäre jede Abwehr seiner „Angriffe" ein Anachronismus. Die Ehre einer „Verteidigung" dagegen hat denn auch Naumann in seinem Artikel in der Zukunft, die das Blatt als eine solche auffaßt, schwerlich beabsichtigt ihm angedeihen zu lassen, sondern er hat, wie ich annehme, wohl nur die Mißlichkeit eines Zustandes beleuchten wollen, der das Publikum verleitet, hinter solchen Schmähungen aus dem Munde schlecht kontrollirter subalterner Preßexistenzen die Meinungsäußerung maßgebender Regierungskreise zu vermuten.

Ernster ist es, daß offizielle Organe großer und respektabler Parteien wie die Konservative Korrespondenz in einen ähnlichen anstandslosen Ton einstimmen. Jeder Stand, also auch der, in dessen Händen die Leitung dieser Partei faktisch liegt, hat auf die Dauer diejenige Preßvertretung, die er nach seinem

eignen geistigen Niveau verdient und sich bieten läßt. Dies Niveau aber, wie es hier zum Ausdruck gelangt, ist ein rücksichtsloser Portemonnaiestandpunkt, der nicht über dem der schlimmsten Organe der vielberufnen „Börsenpresse“ steht. Wenn man findet, daß evangelische Geistliche, deren sozialpolitische Ansichten mit materiellen Interessen einzelner Gruppen des Großgrundbesitzes nicht harmoniren, von der Konservativen Korrespondenz und der Kreuzzeitung als „Versucher“ und „Skandalmacher,“ „schlimmer als Singer“ (Naumann), als „grüne,“ durch „Reklame und bedenkliche Unternehmungen bekannt gewordne“ Jugend (Göhre) bezeichnet und in pueriler Weise verdächtigt werden, so ist es unmöglich, sich nicht der — oft wörtlich — gleichartigen Angriffe der Gegenseite auf Stöcker zu erinnern, und man wird die Wahrhaftigkeit der sogenannten Kirchlichkeit dieser Angreifer nicht höher als das „ethische“ Pathos jener „Börsenorgane“ anschlagen können. — Die Enquete des Evangelisch-sozialen Kongresses ist vom Aktionskomitee, dem bekannte Parteiführer der äußersten royalistischen Rechten angehören, unter deren Mitwirkung ins Werk gesetzt; allein das hindert die Konservative Korrespondenz nicht, aus der bloßen Thatsache der Befragung der Landgeistlichen „hinter dem Rücken“ ihrer gutsherrlichen Patrone die Insinuation „agitatorischer Zwecke“ herzuleiten. Die cynische Mißachtung der Landgeistlichkeit, die sich darin ausspricht und nur zu deutlich an das bekannte Wort von der „schwarzen Polizei“ gemahnt, ist um so schwerwiegender, weil sie sich als zur zweiten Natur gewordne und halb unbewußte Standesanschauung darstellt und also dem Einzelnen, der sie vertritt, auch einem einzelnen Preßorgan, gar nicht einmal zur Last gelegt werden kann: ihre Stellung zu dem Stande werden die Landgeistlichen im Laufe der Zeit wohl einer Revision unterziehen, wenn solche Erscheinungen wiederkehren. Dagegen ist bei einem Organ, das über ernste Dinge, wie die Landarbeiterfrage, ernst mitsprechen zu wollen vorgiebt, eins in der That unzulässig: Ignoranz. Und ein Uebermaß solcher verrät sich denn doch in dem Glauben, daß die Ansichten, die über die Entwicklung der Verhältnisse der Landarbeiter auf dem Kongreß vorgetragen wurden, etwa hier zum erstenmal und womöglich nur auf Grund der nach Ansicht des anonymen Artikelschreibers „minimalen“ Ausbeute der Befragung der Arbeiter aufgestellt worden seien. Weder Göhre noch ich können uns ein geistiges Eigentum daran anmaßen. Göhre hat hierin in allen Punkten materiell das Gleiche gesagt, was eine erste Autorität wie Professor G. F. Knapp auf dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik im März 1893 ausführte, — nur in den praktischen Forderungen ging er quantitativ weiter als Knapp und auch als ich. Ich meinerseits habe in den hier in Betracht kommenden Beziehungen fast wörtlich dasselbe bereits in der Bearbeitung des Materials der Landarbeiterenquete des Vereins für Sozialpolitik und auf dem Kongreß dieses Vereins gesagt. Die ziffermäßigen Angaben der damaligen Enquete aber stammten von Personen, die an Sachkenntnis und „Unbefangenheit“ im Sinn der Konservativen Korrespondenz und Kreuzzeitung doch wohl alle auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß aufgetretnen Redner und die Tintenfässer beider Redaktionsstuben übertreffen: nämlich ausschließlich von ländlichen Arbeitgebern. Der Kreuzzeitung galt ich schon damals als der Nationalzeitung „nahe stehend,“ während ich jetzt zu einer Person avancirt bin, die dieses nationalliberale Organ „mit Nutzen liest.“ Trotzdem fand ich, als Abonnent und ständiger Leser der Kreuzzeitung, am 2. Februar 1893 zu meinem aufrichtigen Erstaunen, daß sie mir ins Stambuch schrieb:

> Aber weil er die Verhältnisse des ostelbischen Grundbesitzes wirklich kennen gelernt hat, und weil sein Blick nicht durch den kapitalistischen „Fanatismus“ der Nationalzeitung getrübt ist, hat er ein Verständnis der geschichtlichen und sozialen Bedeutung dieses Grundbesitzes für die Monarchie, für die Wehrkraft und die nationale Entwicklung Deutschlands. Er fühlt daher, auch wo er es nicht ausspricht, daß diese angestammte „Treue“ mehr ist, als u. s. w.

Am 20. Mai 1894 aber „las man es anders,“ nämlich:

> Dagegen aber [gegen Göhres und meine Ausführungen] müssen wir uns auf das entschiedenste verwahren, um so mehr, als beide Vortragende, so weit unsre Kenntnis reicht, die ländlichen Zustände im Osten ohne eigne praktische Erfahrung lediglich nach dem Inhalt von Fragebogen beurteilen, aus denen sie, wie das ja freilich sehr natürlich ist, mit Vorliebe herauslesen, was zu ihrer vorgefaßten Meinung paßt. Da diese vorgefaßte Meinung aber bei beiden Haß gegen das Junkertum bedeutet, so kann man sich nicht wundern, daß sie zu Schlußfolgerungen gelangen, die sich von denen der Sozialdemokratie höchstens der Form nach unterscheiden u. s. w.

Sic transit gloria mundi!

Ich habe jenes Lob seinerzeit nicht ganz ernst genommen und wenig Freude daran erlebt. Es war von einer Zitatenserie aus meiner Enquetebearbeitung begleitet, die die Anerkennung der historischen Bedeutung des Junkertums, zu der ich mich stets aufrichtig bekannt habe, herausschälte unter einer mit seltner Meisterschaft vollzognen Amputation aller der Wendungen, Satzteile und Worte, die für die Zukunft die gleiche Prognose enthielten, wie wir sie auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß stellen zu müssen glaubten. Ich kann ebensowenig den jetzigen Ausfall ernst nehmen, zumal er sich auf die, wie die Kreuzzeitung weiß, unrichtige Unterstellung gründet, als ob jemand, speziell ich, behauptet hätte, wie sie sagt: „nicht etwa . . . daß die Landwirtschaft des Ostens nicht mehr auf ihre Kosten komme, sondern . . . als ob die Landarbeiter ein unerträglich gewordnes Dasein führten.“ Genau das Umgekehrte ist der Fall und damit komme ich mit einigen Worten zur Sache selbst und verlasse diese persönliche Auseinandersetzung, die ich, einem Hervordrängen in die Oeffentlichkeit schlechthin abgeneigt, gern unterlassen hätte, wenn ich nicht glauben müßte, daß die Mehrzahl der Leser über die Vorgänge auf dem Kongreß nicht aus den Stenogrammen, sondern aus den Berichten schlagwortgieriger Reporter unterrichtet ist und bleiben wird.

Der Angelpunkt der ländlichen Arbeiterfrage im Osten ist — führten wir aus — die Thatsache, daß die zahlreichen mittlern und kleinern Rittergüter des Ostens, gerade die typischen Junkerbetriebe, die ihm sein Gepräge geben, wirtschaftlich in ihrem historisch überkommnen Charakter nicht zu halten sind. Nicht wegen des in unwahrer und geradezu pharisäischer Weise diesem Stande, der durchschnittlich immer noch einfacher lebt als jeder von uns, vorgeworfnen „Sekttrinkens,“ sondern wegen der internationalen Konkurrenzlage, die den mittlern Boden des Ostens zur Produktion für den Markt unfähig macht, und weil — auch abgesehen davon — die gewaltig steigenden Kosten der modernen Lebenshaltung, die der Stand für sich beanspruchen muß, wenn er nicht politisch herabsteigen und verbauern will, aus seinem Areal nicht zu decken sind. Dieser Teil des Standes geht zu Grunde; der besser situirte, die größten Güter umfassend, verwandelt sich in einen kapitalkräftigen, kapitalistisch wirtschaftenden reinen Unternehmerstand. Alle Spatzen im Osten pfeifen das von den Dächern; unter vier Augen hat es mir noch kein Landwirt bestritten, in der Agrarkonferenz war es communis opinio, und die gleichen praktischen Konsequenzen daraus hat niemand schärfer gezogen, als ein Mann, der auch bei politisch Andersdenkenden der höchsten Achtung sicher und der bedeutendste lebende konservative Staatsmann ist: Graf Zedlitz-Trützschler. Einen „Hundertmillionenfonds“ zur Güterparzellirung für jede der östlichen Provinzen haben vertraulich auch solche Teilnehmer für nötig erachtet, die es öffentlich nicht sagten. Warum sagen sie es nicht öffentlich, und warum der Lärm in den Blättern der Großgrundbesitzer, wenn man es öffentlich sagt? Zunächst aus einem Grunde, der an sich menschlich-sympathisch berühren könnte: das Solidaritätsgefühl des Standes sträubt sich, die verlornen Standesgenossen offen zu opfern. Dann aber, weil (nicht mit Unrecht) eine Gefährdung der politischen Machtstellung des Großgrundbesitzerstandes als Folge der Verringerung des von ihm beherrschten Areals befürchtet wird, während es außer Zweifel ist, daß wirtschaftlich der Rest durch diese Abstoßung lediglich erstarken würde. Ich meinerseits wünsche — und zwar im teilweisen Gegensatz zu Göhre — dies Erstarken, weil ich die „Ekrasirung“ alles oder fast alles Großbesitzes für unmöglich halte, eine solche auch dem Fortschritt der Technik, dessen Träger er ist, abträglich wäre; denn in keinem andern Gewerbe ist, wie entgegen dem hochmütigen Industrialismus betont werden muß, redlicher an der Verbesserung der Technik gearbeitet worden, als in der Landwirtschaft. Aber hier kollidiren eben die politischen Machtinteressen mit den wirt-

schaftlichen Interessen des Standes und noch mehr mit den sozialpolitischen und den politischen Interessen der Nation. Die Vorherrschaft — um diese handelt es sich — des Großbesitzes im Osten und der Versuch, existenzunfähige Gutsbetriebe zu halten, führt unter den jetzigen Verhältnissen mit Notwendigkeit zur Proletarisirung, zur Mobilisirung und zur Polonisirung (und damit übrigens auch zur Katholisirung) der Landarbeiter und zur Abwanderung — das war der Sinn der Ausführungen, und ich will den sehen, der das mit Ehrlichkeit zu bestreiten vermag.

Die Gefährdung dieser Vorherrschaft aber ist es, die die Kreuzzeitung in Harnisch bringt. Das ist der Angelpunkt ihrer sozial-politischen Stellungnahme. Dem Nachweis des landwirtschaftlich-technischen Fortschritts, wie ihn die landwirtschaftliche Ausstellung zeigte, mißtraut sie, angeblich weil er die Konkurrenz verschärft, thatsächlich weil er die Umgestaltung des Grundadels in einen Stand ländlicher Gewerbetreibender beschleunigt. Gesetzentwürfe von so gesunden Grundgedanken, wie der des Oberbürgermeisters Adickes, der dem rein kapitalistischen städtischen Bodeneigentum im Interesse der Lösung des Wohnungsproblems vorsichtig zu Leibe geht, bekämpft sie unter nichtigen Vorwänden, offenbar weil sie meint, die „Heiligkeit" auch des ländlichen Grundbesitzes könne dadurch verblassen. Die Rentengutsbewegung diskreditirt sie als „langsam fortschreitend," damit nicht die Ansicht von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der jetzigen Herrschaft der Großbetriebe im Osten korrigirt werde. Und während unser vitalstes nationales Interesse den Ausschluß der Poleneinfuhr gebieterisch fordert, während meines Erachtens niemand bestreiten dürfte, daß die Existenz von Gütern, die nur durch Verwendung außerdeutscher Arbeitskräfte bestehen können, vom nationalen und Kulturstandpunkt aus vom Uebel ist, steht im Programm der agrarischen „Steuer- und Wirtschaftsreformer" von 1892 unter „Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse"(!) Nr. 2 c (vgl. Konservatives Handbuch, 2. Auflage, S. 365): „unbeschränkte Zulassung von Arbeitern aus Nachbarstaaten." Also: Ausschluß des fremden Korns — Einfuhr der fremden Menschen: ein Programm, dessen Gemeinschädlichkeit von den extravagantesten Auswüchsen der Börse nicht von ferne erreicht wird.

Genug der Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen; diese Zeitschrift ist nicht der Ort zu wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen, es kam für mich nur darauf an, die Motive des Sturmläutens klarzustellen. Sie sind nicht sachliche und sozialpolitische, sondern partei- und machtpolitische. Solche Interessenvertreter des Großgrundbesitzerstandes können sich nicht beschweren, wenn wir heute dessen politische Prätensionen als das schwerste Hemmnis ernstlicher sozialpolitischer Arbeit auf dem Lande betrachten und dies stärker zum Ausdruck bringen als die oft und deutlich genug — von mir wenigstens — ausgedrückte Anerkennung der Hochachtung vor der politischen Bedeutung des „Junkertums" in der Vergangenheit. Nachgerade werden uns die politischen Standesinteressen dieser Klasse, auf die sich der Staat nicht mehr stützen kann, da sie selbst der Stütze bedarf, gefährlicher als die ehemalige Manchesterei, die nicht mit Heer und Beamtentum verwachsen war. Es darf die Usance, daß gewisse Machtinteressen ein Noli me tangere sind, sich nicht noch weiter befestigen.

Allein: wir stoßen in das Horn der Sozialdemokratie und sind vom Vorwärts, wenn auch natürlich in sehr kühler und verklausulirter Form, belobigt worden. Eine Bauernkolonisation ist wohl so ziemlich das Antisozialistischste, was es geben kann, und wenn der Vorwärts trotzdem sie nicht schroff abzulehnen wagt, so thut er es, wie sein Verhalten nach dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik zeigte, weil er den individualistischen „Landhunger" der Landarbeiter als unwiderstehlich kennt und — wie er ausdrücklich zugab — nicht ignoriren kann. Kein größerer Gefallen aber könnte der Sozialdemokratie geschehen, als wenn wir, d. h. der Staat, ihn dauernd unbefriedigt ließen. Im übrigen sehe ich nicht, warum wir eine höfliche bedingte Zustimmung von dieser Seite unhöflich ablehnen sollten, nur um uns „nach rechts" zu legitimiren. Der Vorwärts weiß, daß wir ehrliche Gegner sind. Mir wenigstens steht das Staatsinteresse turmhoch über dem Interesse jedes noch so zahlreichen Standes, sowohl des Großgrundbesitzes wie des Proletariats, als dessen Interessenvertreter ich mich ebensowenig geberde, wie mir die soziale Frage sich in der Arbeiterfrage erschöpft. Aber wie man die politische Zukunft des Landes sich denken soll ohne die Hoffnung auf das Entstehen einer politisch gereiften und positiv an Deutschlands Größe mitarbeitenden Arbeiterbewegung, vermag ich nicht zu sehen, und eine spießbürgerliche Illusion ist es nach meiner Meinung, zu glauben, eine solche werde erwachsen, wenn man das Klassenbewußtsein eines aufsteigenden Standes ignorirt oder unterdrückt und ihn von der freien Selbstbestimmung fernhält. Der Aufforderung der Kreuzzeitung, uns an der Art, wie dies langsam erwachende Klassenbewußtsein unter den Landarbeitern sich bis jetzt geltend oder nicht geltend macht, zu „freuen," können wir nicht folgen. Kein noch so gewaltiger Streik zeitigt Erscheinungen von so gefährlicher Dimension, wie das jetzt einzige Kampfmittel der Landarbeiterschaft, die Fortwanderung vom Lande, die nach Serings richtigem Ausdruck die Völkerwanderung zahlenmäßig und an elementarer Gewalt hinter sich läßt und gerade die höchststehenden Landarbeiter ergreift. Der „Klassenkampf" hat hier andre Formen, er ist „latent," aber er ist da; wir haben ihn nicht gerufen, sondern nur konstatirt.

Möge man daran sachlich Kritik üben, aber wenn es selbst einem so besonnenen Blatt wie der Post widerfährt, daß ein Skribent darin in einer sehr wohlweisen und etwas anmaßenden Form von „Verirrungen" der Referenten auf dem Kongreß zu sprechen sich begnügt, so ist eine derartige weder von Sachkunde noch von Kenntnis dessen, was eigentlich auf dem Kongreß gesagt worden ist, zeugende Bemerkung zwar harmlos, aber doch nur für solche ein geeignetes Schlafmittel, die den Ernst der Lage nicht ahnen. Das Präpariren solcher Schlafmittel besorgen andre hinlänglich, und es ist kein Bedarf darnach, daß der Kongreß sich als Apotheke dafür konstituirt. Es scheint — der Ton des Artikels läßt das erkennen — die Befürchtung bei dem Schreiber obzuwalten, „maßgebende" Persönlichkeiten möchten sich von so bedenklichen „Konventikeln" zurückziehen, die mir auch sonst gelegentlich entgegentrat. Nun: wäre das der Fall, so wäre es eben auch einer der Kinderschuhe, die unsern politischen Gewohnheiten anhaften, ebenso wie der lächerliche Zustand, daß politische Parteidifferenzen den geselligen und persönlichen Verkehr alteriren: in dieser Beziehung hätten wir (übrigens gerade auch unsre Liberalen) von England manches zu lernen. Aber daß der Kongreß, der der frischen Luft und der Freiheit der Meinungsäußerung bedarf, auf dem wir Andersdenkenden mit Männern zusammenarbeiten und gern zusammenarbeiten, die, wie Stöcker, gar nicht die Möglichkeit haben, von ihrem Standpunkte aus auch nur die Grundlagen unsers politischen und kirchlichen Denkens als diskutabel, geschweige denn als berechtigt anzuerkennen, — daß der Kongreß auf solche fossile büreaukratische Spießbürger, wenn es, was Gott verhüte, solche geben sollte, Rücksicht zu nehmen hätte, ist denn doch eine vorsündflutliche Ansicht. Das in ein Verwaltungsinventarstück verwandelte Hirn eines Offiziosus kann natürlich keine andre Vorstellung fassen, als daß „die von der Kongreßleitung berufnen Referenten" eben die Kongreß-Offiziösen sind und die Ansichten irgend einer „Leitung" halbamtlich deklariren. Dagegen müßte sich, wenn selbständig Denkende es glaubten, das Aktionskomitee verwahren, noch entschiedner aber wir selbst.

An einer besonders widerwärtigen und keineswegs harmlosen Erscheinung hat sich die Kreuzzeitung vermöge eines Restes jener Empfindung, die ihr in der Behandlung politischer Gegner sonst zunehmend abhanden kommt, erfreulicherweise weniger beteiligt: an der Hetze gegen Göhre persönlich, in der neben Norddeutscher Allgemeiner Zeitung die Konservative Korrespondenz den Reigen führt.*) Dem Mammon erscheinen die Sozialdemokraten ungefährlich für seine Interessen, während er Naumann bitter haßt und ihn lieber heute als morgen aus seiner Stellung drängen möchte; — ebenso geht es Göhre. Er ist kein Sozal-

*) Aus der K. K. stammt z. B. das Artikelchen „Aus der Göhreschen Schule" gegen Pastor Fabers Rede in Greiz, von vielen Blättern und Blättchen mit Vergnügen abgedruckt.

demokrat, deshalb ist auch er „schlimmer als Singer,“ und man muß ihn drängen, ebenso „ehrlich“ zu sein wie v. Wächter! — Jeder positive Reformer erscheint dem mobilen und immobilen Kapital gefährlicher als ein negativer Radikaler. Man muß ihn isoliren und in seiner sozialen Stellung boykottiren: deshalb sucht man sich gerade den Geistlichen als Angriffsobjekt heraus, dessen auf Vertrauen beruhende Stellung hierfür die bequemsten Angriffspunkte bietet. Und wenn es auf diese Art gelingen sollte, ihn zu zwingen, sich der Sozialdemokratie in die Arme zu werfen in der vergeblichen Hoffnung, innerhalb derselben für christliche Reformideale arbeiten zu können, dann wird man die Genugthuung haben, triumphirend behaupten zu können: „das habe man ja immer vorausgesehen.“ Für diesen Versuch der Propagirung der Sozialdemokratie giebt es keinen parlamentarischen Ausdruck: er ist eine Schande. — Solchen Gegnern keine Konzessionen. Die Geistlichkeit in Stadt und Land kennt sie oder wird sie kennen und „schätzen“ lernen, und dafür sorgt nichts besser als der Abdruck der Artikel dieser Organe in allen kleinen und kleinsten Winkelblättchen der Provinzen.

Der sichtliche Verfall des Selbstgefühls bei einem Stande, der sich diese Preßvertretung gefallen lassen muß, ist eines der Symptome seiner Schwäche, die deutlicher für unsre Zukunftsprognose sprechen, als wir es konnten. Sie werden auch die evangelisch-soziale Bewegung von manchen traditionellen Illusionen befreien, die ihr, wie der Kongreß zeigte, noch anhaften. Und dies ist, wie die Dinge liegen, ein Fortschritt, so wenig erfreulich die Erscheinung an sich ist. Max Weber

---

Marcella

von Mrs. Humphry Ward

3

. . . Aber zunächst gehe ich in eine ganz andre Welt. Ich bin in diesen letzten Tagen kränker gewesen, denn je in meinem Leben, und alle, selbst mein Vater, stimmen darin mit mir überein, daß ich fort muß. Sobald ich ein wenig kräftiger bin, will ich in einem Londoner Hospital ein Jahr lang mich vorbereiten, und dann werde ich wahrscheinlich eine Weile in der Stadt leben und Kranke pflegen. Dieser Plan kam mir, als ich mit seinem Weibe von einem Besuche Hurds zurückkehrte einen Tag vor der Hinrichtung. Da wußte ich, daß alles für mich in Mellor vorbei war.

Was den kläglichen Zusammenbruch von allem — allen meinen Plänen und Freundschaften hier — anlangte, so thäte ich besser, nicht davon zu sprechen. Ich fühle, daß ich diesen Dorfleuten, denen ich Hilfe versprochen hatte, einen Grund mehr gegeben habe, am Leben zu verzweifeln. Es ist nicht angenehm, einen solchen Gedanken mit sich zu nehmen. Aber wenn das Werkzeug bricht und stumpf wird, wie kann die Aufgabe erfüllt werden? Es ist nichts nütze, bis es wieder zurecht gemacht ist.

So lautet eine Stelle aus einem Briefe Marcellas an Wharton. Sie hatte den Entschluß gefaßt, Krankenpflegerin zu werden, und mit der ihr eignen Energie war sie alsbald an die Ausführung ihres Vorsatzes gegangen. Es war nicht leicht. Zunächst mußte sie ausgebildet werden. Eine Jahr lang dauerte ihr Noviziat. Was sie nie gelernt hatte, hier lernte sie es: sie mußte gehorchen, wie sehr sich auch ihr Stolz dagegen bäumte. Die niedrigsten Dienste wurden ihr zugemutet. Einmal war sie nahe daran, nach Hause zu gehen, weil der Chefarzt sie eines geringen Versehens halber hart angelassen hatte:

Wenn ich hätte niedersitzen und es ausdenken können, so wäre ich wahrscheinlich gegangen. Aber ich konnte es nicht ausdenken — ich war zu todmüde. Das ist das eigentlich Charakteristische der ersten Monate im Hospital — die gänzlich hilflose Müdigkeit am Abend. Man geht zu Bett mit Schmerzen, und mit Schmerzen wacht man auf. Wenn man gesund ist, wie ich war, so schadet es nichts; aber schlafen muß man, wenn Schlafenszeit naht.

Als ihr Jahr um war, erhielt sie von ihrer Gesellschaft die Erlaubnis, außerhalb des Heims zu wohnen. Sie mietete ein paar Zimmer in einem jener großen Gebäudekomplexe, in denen kleine Leute in großer Zahl beisammen wohnen. Nun konnte sie auch einen lange gehegten Wunsch erfüllen: sie ließ Hurds Witwe und ihre Kinder nach London kommen und teilte mit ihnen die Wohnung. Minta Hurd erhielt eine wöchentliche Pension; von wem, wußte sie nicht. Was ihr zum Auskommen fehlte, gab ihr Marcella. Dafür kochte sie ihr und that ein wenig Hausarbeit. Das junge Mädchen gab sich alle Mühe, das Leben der durch den Tod ihres Mannes tief gebeugten, um Jahre gealterten Frau so leicht und angenehm zu gestalten wie möglich. Sie sollte nicht ihre Dienerin, sondern ihre Freundin sein. Das blieb freilich ein frommer Wunsch: trotz ihrer wiederholten Bitte, sie beim Vornamen zu nennen, konnte sich die Frau nicht einmal dazu entschließen. Sie redete sie nach wie vor Fräulein Boyce an.

Marcella war Distriktpflegerin geworden. Mit größter Hingebung und Pflichttreue verwaltete sie ihr Amt. In einem der verkommensten Viertel Londons, in Häusern, die von Not und Elend, Krankheit und Laster strotzten, arbeitete sie, ohne sich von den mannigfachen sie umgebenden Gefahren schrecken zu lassen. Sie geht völlig in ihrem Beruf auf und erwirbt sich bald die Achtung und Anerkennung ihrer Vorgesetzten und die Liebe derer, für die sie sich von früh bis spät sorgt und müht. Was sie sieht und erfährt, bleibt nicht ohne Einfluß auf ihre Ansichten. Als ihr einmal der Vorwurf gemacht wird, sie sei nicht sozialistisch, giebt sie folgende Antwort:

Nein! — soweit als Sozialismus ein politisches System bedeutet — das Zertreten privater Unternehmung und Konkurrenz, und was sonst dazu gehört — so merke ich, wie ich dem mehr und mehr entschlüpfe. Nein! — indem ich unter diesen Tagelöhnern umhergehe, kommt der Nachdruck — ich mag thun, was ich will — immer weniger auf den Besitz, immer mehr auf den Charakter zu liegen. Ich gehe in zwei Wohnungen desselben Gebäudes. Die eine ist Hölle, die andre Himmel. Warum? Beide gehören gut bezahlten Handwerkern mit gleichen Chancen. Beide könnten, soweit ich sehen kann, ein anständiges und angenehmes Leben haben. Aber der eine ist ein Mann; der andre mit all seinen Angehörigen wird bald ein Vagabund sein. . . .

Und was euern Sozialismus anlangt, — er scheint mir wie alle andern interessanten und wichtigen Dinge dazu bestimmt, etwas anderm zu helfen. Das Christentum nahm seinen Anfang bei den Armen und der Verteilung der Güter — es wird zum großartigen Bollwerk des Besitzes und des Feudalstaates. Die Kreuzfahrer zogen aus, das Grabmal des Herrn zurückzuerobern! — was sie thaten, war, daß sie Handel und Kenntnis mehrten. So ist es auch mit dem Sozialismus. Er redet von neuer Ordnung, — was er thun wird, ist, die alte gesund zu machen!

Ihrer stillen Thätigkeit wird sie plötzlich für längere Zeit entrissen. Sie hatte in einer der verrufensten Gassen der östlichen Innenstadt ihren Beruf auszuüben. In dem Hause, in dem ihre Patientin lebt, wohnt ein Ehepaar, zwischen dem es zu einer entsetzlichen Szene kommt. Der Mann ist ein Gewohnheitstrinker schlimmster Art. In einem wahnsinnigen Wutanfall vergreift er sich an ihr, er schlägt mit einem Stuhlbein nach ihr. Marcella eilt auf das Geschrei der Frau herbei. Ohne Zaudern wirft sie sich zwischen beide, um sie zu trennen. Aber der Mann führt einen furchtbaren Hieb gegen sie, der ihren linken Arm trifft. Die Frau blutet aus mehreren Wunden; Marcellas Kraft versiegt. Da endlich kommt Hilfe. Raeburn hat in seiner Eigenschaft als Unterstaatssekretär des Innern durch diesen Teil Londons einen Inspektionsgang unternommen. Er hört das Geschrei und dringt mit einigen Polizisten in das Haus ein. Es gelingt den Wütenden zu fesseln und abzuführen. Die Frau liegt wie tot an der Erde, neben ihr Marcella, die mit dem einen Arm, über den sie noch Gewalt hat, das strömende Blut zu stillen sucht. Die Frau wird in ein Hospital gebracht. Raeburn fährt Marcella in ihre Wohnung. Sie ist nahe daran, zusammenzubrechen. Jetzt, zum ersten male wieder, stehen sich die beiden gegenüber. Bisher haben sie sich nur flüchtig gesehen, nur wenige Worte mit einander gewechselt. Marcella bittet ihn um Verzeihung für das, was sie ihm gethan hat. Erst jetzt sehe sie die Größe ihres Unrechts ein. Vielleicht könnten sie Freunde sein. — Die Heilung ihres Armes nimmt lange Zeit in Anspruch. Sie verbringt sie im Hause einer Dame, deren Freundschaft sie sich erworben hat, als sie noch in Maxwell Court aus- und einging. Sie sieht Raeburn öfters, aber sie treten sich nicht näher. Aldous verharrt in seiner Zurückhaltung.

Harry Wharton ist in der Zwischenzeit seinem Ziel um ein bedeutendes näher gekommen. Er ist Mitglied des Hauses der Gemeinen geworden und steht im Begriff, an die Spitze der sich eben jetzt bildenden Arbeiterpartei zu treten. Seiner großer Rednergabe und der Gewandheit, mit der er in allen Kreisen für seine Sache einzutreten versteht, verdankt er es,

daß er bald allgemein für den kommenden Mann gehalten wird. Man reißt sich förmlich um ihn. Bald finden wir ihn bei einem hochkonservativen Minister, bald bei einem liberalen Vertreter der Finanzwelt. Ueberall bewegt er sich mit derselben ungezwungnen Leichtigkeit, alle durch seine Liebenswürdigkeit bezaubernd. Dabei verliert er sein Ziel nicht aus den Augen. Im Parlament erzielt er einen großen Erfolg durch seine glänzende Rede für den Achtstundentag. Sein Organ, der Labour Clarion, tritt energisch für die Interessen der Arbeiter ein. Insbesondre ist es ein Streik, dessen Durchführung zu Gunsten der Streikenden er mit allen Mitteln erstrebt. Aber so glänzend seine Sache nach außen steht, so faul ist sie innerlich. Wharton ist in drückendster Geldverlegenheit. Er hat große Verluste im Spiel gehabt, und seine Zeitung verschlingt Unsummen. Seine Lage verschlimmert sich mehr und mehr. Ein Bankerott scheint unvermeidlich. Da wird ihm von seiten seiner politischen Gegner ein Anerbieten gemacht, das ihn aller Verlegenheit entreißt. Er verkauft sich für 20000 Pfund Sterling. Der Labour Clarion tritt in Sachen des Streiks plötzlich den Rückzug an. Die Folge ist, daß der Streik fehl geht, die Arbeitgeber erhalten die Oberhand. An demselben Tag, an dem er die Bestechung annimmt, hat er Marcella seine Liebe gestanden und sie um ihre Hand gebeten. Marcella, die wieder gesundet ist, war Whartons Fortschritten mit gespanntestem Interesse gefolgt. Auch sie konnte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht entziehen. Aber als er sie bittet, sein Weib zu werden, da fühlt sie eine unbeschreibliche Beklemmung sich ihrer bemächtigen; sie kann nicht Ja sagen. Sie will ihm Antwort schreiben, in vierzehn Tagen, soviel Zeit muß sie haben, um sich klar zu werden. Wenige Tage nach Whartons Erklärung kommt dessen ganze Haltlosigkeit an den Tag. Es hat innerhalb seiner eignen Partei stets einige gegeben, die ihm nicht trauten. Sie haben ihn scharf überwacht; so ist es ihnen gelungen, sein falsches Spiel in der Streikangelegenheit aufzudecken. Eine stürmische Parteiversammlung überträgt einem andern die Leitung; Whartons Rechtfertigungsversuch mißlingt gänzlich. Er bricht völlig nieder. Aus der Versammlung fährt er zu Marcella, um sich seinen Bescheid zu holen. Man ist ihm zuvorgekommen: Marcella ist über alles unterrichtet. Ihre Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Ein gänzlich gebrochener Mann verläßt er sie.

Zwei Jahre sind dahingegangen, seit Marcella nach Mellor Park kam. Wie viel hat sich seitdem geändert! Wieder einmal fliegen ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit. Lord Maxwell ist gestorben. Raeburn hat mit seinem Besitz seinen Namen geerbt. Wharton hat sich mit einer reichen Dame der höchsten Aristokratie verlobt; sie ist die Tochter eines frühern Toryministers. Bald darauf ist er für ein Jahr nach Cochinchina gegangen — um einige Tempelruinen zu erforschen. Nach seiner Rückkehr soll die Hochzeit sein. Marcellas Vater war seinem Ende nahe. Er, der sich niemals sonderlich um seine Tochter gekümmert hatte, empfand es jetzt als seine Pflicht, für sie zu sorgen. Er will dem jungen Lord Maxwell „einen Wink geben." Marcella, aufs tiefste verletzt, beschwört ihn, es zu unterlassen. Bald nachher stirbt Richard Boyce. Seine Witwe und Marcella gehen nach Italien. Dort wird dieser eröffnet, daß zu Testamentsvollstreckern von ihrem Vater ernannt sind seine Frau — und Aldous. Marcella ist auf das peinlichste berührt. Aber Aldous nimmt das Amt in einer Weise an, die der Maßregel jeglichen Stachel nimmt. Nach ihrer Rückkehr nach Mellor muß Marcella, die zur alleinigen Erbin ernannt ist, mit Aldous in geschäftlichen Verkehr treten. Was seit langem in ihrem Herzen verborgen geschlummert hatte, jetzt endlich ringt es sich ans Licht empor. Sie weiß, daß Aldous sie noch liebt, und so gesteht sie ihm, daß sie ihr früheres Unrecht einsehen gelernt habe, daß auch sie ihn liebe.

Damit schließt das letzte der vier Bücher.

4

Ohne Zweifel hat Mrs. Ward in diesem Buche ihre Stellung zur sozialen Frage darlegen wollen. Daß sie das thun würde, war von vornherein zu erwarten. Eine Schriftstellerin, die so mit unsrer Zeit und ihren Interessen ver-

wachsen ist, konnte nicht wohl an diesem größten, man kann sagen alle andern in sich zusammenfassenden Problem vorübergehen.

Wie sich Mrs. Ward zur Sache selbst stellt, geht auch aus dem Wenigen, das hier ausgeführt werden konnte, mit einiger Deutlichkeit hervor. Ganz kurz faßt sie selbst es einmal in folgende Worte zusammen:

> . . . Man beginnt damit, zu denken, es könne geändert werden — und müsse und werde geändert werden! — jeder könne Reichtum besitzen — könne Schönheit und Ruhe haben und Zeit zu denken, das heißt — wenn die Sachen anders ständen — wenn man den Sozialismus durchsetzen könnte — wenn man abtragen und aufschütten könnte, bis jeder zweihundert Pfund im Jahr hätte. Man dreht und wendet das Rätsel den lieben langen Tag. Man scheint so nahe am Rechten — man rät hundert Wege, auf denen es gemacht werden könne. Dann nach einer Weile stolpert man über einen Zweifel — man beginnt zu sehen, daß es niemals zurecht kommen wird, niemals zurecht kommen kann — nicht auf irgend einem mechanischen Wege dieser Art, daß dies nicht ist, was gemeint war.

Mit andern Worten: Mrs. Ward hält es für unmöglich, eine wesentliche Umgestaltung der äußern Lebensverhältnisse der untern Klassen herbeizuführen. Es klingt wie eine schmerzliche Resignation durch das ganze Buch hindurch. Sie glaubt nicht an die Möglichkeit einer Hebung des geringen Volks. Das klassische Beispiel für die gänzliche Erfolglosigkeit solcher Versuche ist Minta Hurd: sie, die Marcella zu sich emporzuheben meinte, wirft sich kaum ein Jahr nach ihres Mannes Tode an einen italienischen Windbeutel weg. Wohl erhofft Mrs. Ward eine Besserung der sozialen Zustände, aber diese wird ihrer Meinung nach in einer ganz andern Richtung liegen, wie die vom Sozialismus unsrer Tage eingeschlagne. Was sie unsrer Zeit zuruft, ist die Mahnung, an sich selbst zu arbeiten, sich selbst zu erniedrigen zu geringem Dienst, herabzusteigen von den Höhen der Theorie und schönen Worte, um im Kleinen zu beginnen. Diese Mahnung hat gewiß ihre Berechtigung. Ein jeder sollte sie beherzigen, auch der, der im übrigen Mrs. Wards skeptische Resignation nicht teilt. Ernst Teichmann

---

Verschiedenes

(Der Deutsch-Evangelische Verein in Amsterdam) versendet soeben seinen ersten Jahresbericht. Unter den Aufgaben, die sich der Verein gestellt hat, ist eine der wichtigsten und schwierigsten die Fürsorge für die sittlich gefährdeten und gefallenen Frauen und Mädchen. Schon im Sommer 1892 wurden die verschiednen deutschen Kirchenbehörden ersucht, an sämtliche Pfarrämter die Weisung ergehen zu lassen, den Verein sofort von der Abreise und womöglich auch der Ankunftszeit solcher Mädchen in Kenntnis zu setzen. Der Verein hat im Anschluß an neuere internationale polizeiliche Vorkehrungen Maßregeln getroffen, um den aus Deutschland einwandernden Frauen und Mädchen Auskunft zu erteilen, durch die sie vor Versuchung und Ausbeutung behütet werden. Bei der Wichtigkeit und Bedeutung dieser Sache sollte jeder Geistliche und überhaupt jeder, dem sich Gelegenheit dazu bietet, die von dem Vereine zugesicherte Hilfe beachten und davon gegebenen Falls Gebrauch machen. Wir möchten dringend dazu auffordern. Als Adresse genügt: Deutsch-Evangelischer Verein, Amsterdam.

E Tn

(Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins) Erstes Zehnt, Heft 6—10. Zweites Zehnt 1—5. Magdeburg, Heinrichshofen.

Dem Nr. 39 d. v. Jg. besprochnen fünften Hefte sind inzwischen zehn weitere Hefte gefolgt, jedes ein von einem berufnen und kundigen Manne abgefaßtes anziehendes Einzelbild. Nur das zehnte Heft, von Lic. Tollin in Magdeburg, den man als die Seele des Hugenottenbundes bezeichnen darf, giebt uns „die hugenottische Kirchenordnung", die von 1559—1659 entstandne Discipline des églises réformées de France, seit 7. Dezember 1689 „Grundgesetz für die französischen Kolonien in Brandenburg-Preußen," auch als solche durch die preußische Gemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 aufs neue bestätigt, in der „trefflichen" deutschen Uebersetzung, die die Pastoren Rhodius in Hannover und Brucker in Bückeburg 1711 herausgegeben haben. Die Neuherausgabe war um so mehr Bedürfnis, als die Prediger und Presbyter der französischen Kolonien noch immer auf die Discipline verpflichtet werden, auch nachdem sie längst der „Germanisirung" anheimgefallen sind. Diese „Germanisirung" ist das Ende, viel Märtyrertum und Armut, aber auch viel Glaubenstreue der Anfang und der Fortgang der Geschichte der neun Hugenottengemeinden, die die übrigen neun Hefte bieten. Nach dem diesseitigen Bayern führt uns das sechste Heft: Die französisch-reformirte Gemeinde in Erlangen, von ihrem Pfarrer Johannes Stursberg. Die einst blühende, von den Bayreuther Markgrafen sehr begünstigte und beschützte Gemeinde hat 1822 die deutsche Sprache beim Gottesdienst eingeführt, sie zählt noch 270 Seelen mit zum Teil französischen Namen. In die bayrische Rheinpfalz führen uns I, Heft 7; II, Heft 1 und Heft 2:

Die wallonische Gemeinde zu Otterberg, von J. Knecht, erstem protestantischem Pfarrer daselbst; Geschichte der wallonisch-reformirten Gemeinde zu Annweiler, von Pfarrer Lic. Cuno, und Die wallonisch-französische Fremdengemeinde in St. Lambrecht-Grevenhausen von Pfarrer Gümbel in Bissersheim. Alle drei Gemeinden sind aus Flüchtlingen entstanden, die die Verfolgungen der niederländischen Protestanten unter Karl V. und Philipp II., namentlich durch Herzog Alba, aus dem Vaterlande vertrieben. Von diesen Flüchtlingen fand ein großer Teil Aufnahme in der Kurpfalz, da Kurfürst Friedrich III. der Fromme sich zur reformirten Konfession bekannte und mit den Häusern Oranien und Egmont verschwägert war. Die 1579 gegründete Gemeinde Otterberg wurde infolge der pfälzischen Union am 15. September 1817 mit der deutsch-reformirten Gemeinde vereinigt. Im Jahre 1879 beging die Gemeinde die 300jährige Gedenkfeier des Einzuges der Wallonen. Die 1593 gegründete wallonische Gemeinde zu Annweiler hat sich schon 1688 mit der deutsch-reformirten Gemeinde daselbst vereinigt. Die etwa 1568 gegründete wallonische Kolonie zu St. Lambrecht in der jetzigen Rheinpfalz, aus belgischen Glaubensflüchtlingen gebildet, 1635 in den Kriegswirren zerstreut, doch nach dem 30jährigen Kriege wieder gesammelt, ist ebenfalls allmählich germanisirt worden; doch sind unter den Presbytern zwei französische Namen zu finden. In die alte Kurpfalz führt uns II, Heft 4: Geschichte der wallonisch-reformirten Gemeinde in Heidelberg, verfaßt von Professor Lic. Cuno in Eddigehausen in Hannover. Diese ebenfalls von Friedrich III. begründete, anfangs begünstigte und beschützte, später von den katholischen Kurfürsten bedrängte Gemeinde wurde beim Uebergange Heidelbergs an Baden 15. Februar 1802 für aufgelöst erklärt. Aehnlich war das Schicksal der Gemeinden im Norden: zu Bremen, Karlshafen in Kurhessen, Halberstadt, Groß- und Klein-Ziethen in der Mark Brandenburg, von denen die Hefte 8, 9, II. 3 und 5 uns erzählen. Die von Pastor Iken behandelte „wallonisch-französische Fremdengemeinde in Bremen“ ist in ihrem niederländischen Bestandteile schon im sechzehnten, in ihrem französischen aber im siebzehnten Jahrhundert nach Bremen gekommen, hat sich in dem wesentlich reformirten Bremen rascher als anderwärts mit den Deutschen verschmolzen und besteht schon seit 1748 nicht mehr; die alte Hugenottenkirche ist 1816 den Katholiken überlassen worden. Der reformirte Pfarrer Franke erzählt, wie seine Gemeinde, „die französische Kolonie in Karlshafen,“ von Aarau in der Schweiz im Jahre 1699 auf Einladung des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel in dessen Land einzog und an der Stelle, wo die Gebiete von Preußen, Hannover, Braunschweig und Hessen zusammentreffen, die von der Weser umrauschte Kolonie Karlshafen gründete. Die bis auf etwa 25 Familien zusammengeschmolzne Gemeinde hat sich mit der deutsch-reformirten vereinigt, benutzt mit dieser und der lutherischen zusammen eine baufällige Kapelle und trachtet nach einer würdigen Kirche. Lic. Tollin schreibt in seiner gründlichen Weise die „Geschichte der französischen Kolonie von Halberstadt.“ Im Jahre 1686 begründet, hatte sie seit 1808 keinen Pfarrer, seit 1818 keinen besondern Gottesdienst mehr; ihre 7. November 1717 geweihte Kirche ist 12. Januar 1832 in Privatbesitz übergegangen und Warenmagazin geworden. Die von Pfarrer Devaranne beschriebnen „französisch-reformirten Gemeinden zu Groß- und Klein-Ziethen in der Mark Brandenburg,“ 1686 aus der Pfalz und dem Hennegau eingewandert, haben noch heute ihre reformirte Eigenart, so den Heidelberger Katechismus im Religionsunterrichte, aber seit dem 22. Juni 1813 ist die französische Sprache beim Gottesdienste aufgegeben. Es geht ein wehmütiger Zug durch alle diese Geschichtsblätter: das Ende dieser glaubenstreuen Märtyrergemeinden ist ihr trotz allem Eifer nicht aufzuhaltendes allmähliches Absterben. Und doch gilt, was Lic. Tollin von der Halberstädter Gemeinde sagt, von ihnen allen: Die kleine Halberstädter Kolonie hat nicht unnütz gelebt: denn sie hat für den Staat und die Gesellschaft gethan, was sie konnte. Die französische Gemeinde von Halberstadt aber blüht und wirkt weiter in der sittlich so tüchtigen und kirchlich so regen Gesamtgemeinde der Stadt. Scheuffler

(Herr Ich) von Salvatore Farina. Reclams Universalbibliothek Nr. 3063. 20 Pfge.

Soviel Leuten ich das Buch in die Hand gab, soviel Urteile bekam ich als Dank dafür: es sei „gar nichts dran,“ es sei unnatürlich, es sei reizend; ja eine Leserin schickte mir eine lange Abhandlung, in der sie die Schwächen des Buches, die ja vorhanden sein mögen, unbarmherzig aufdeckte. Aber von diesem Standpunkt aus darf man an „Herrn Ich“ nicht herantreten; er ist zur Erholung geschrieben, und wer diese nicht darin findet, soll ihn lieber nicht weiterlesen. Wir alle haben Stunden, in denen uns das Leben so eintönig und traurig vorkommt; das Einerlei der eignen Arbeit wie das Hasten und Treiben da draußen macht uns müde und drängt uns die bange Frage auf: Giebts noch Liebe und Selbstlosigkeit in der Welt, giebts noch warmes Mitgefühl und Aufopferung für andre? In einer solchen Stunde hat mich „Herr Ich“ wahrhaft erfaßt, mir Fröhlichkeit und Mut, zwei Gefährten, deren wir auf unserm Wege nie entraten können, von neuem geschenkt. — Soll ich über den Inhalt noch etwas sagen? Herr Ich kämpft einen Kampf, den du auch schon lange kämpfst, lieber Leser, sein Feind ist der deinige; Herr Ich ist viel weiter als du; er hat den schweren Sieg schon errungen, aber du hast ihn immer noch nicht „untergekriegt“ — den Egoismus nämlich. „Und die Handlung?“ rufst du ungeduldig. Die mußt du eben selbst dort nachlesen. Pl

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 28 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Predigtamtskandidat mit guten Zeugn. u. Empfehl. sucht Stellg. als Hausl. od. zur Hilfe e. ältern Geistl. Angebote sub **T 100** durch die Expedit. d. Bl.

Töchterheim **Cassel,** Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer,** Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums. deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Ein neues Erholungshaus.
Ruheort für Erholungsbedürftige m. stillem Aufenthalt in christl. Hausgemeinschaft. Freie Aussicht, freundl. Anlagen, prächt. hohe Aussichtspunkte u. Ruheplätze, reizende Umgegend. — Zimmer hoch, alle mit Blick ins Grüne. — Speisesaal, Lesezimmer. — Gemütl. Verkehr mit den Hausgenossen. Gemeins. Andachten. — **Heilkräftige Soole.** Bäder auch im Haus. Pension von 4,50 Mk. an. 2—3 Pers. gemeins. entspr. billiger. Prospekt und Näheres durch Pfarrer **H. Faulhaber** in Schw. Hall, Württ.

Soeben erschien:
Katalog 18:
System. u. prakt. Theologie, Predigten, Pädagogik
Zusendung gratis.
Göttingen
Dieterichsche Univ.-Buchhandlung
(L. Horstmann)

Dr. Amelungs Kuranstalt **Königstein im Taunus**
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Biete an
zu beigesetzten sehr mäßigen Preisen:

Allgem. Weltgeschichte. Herausg. v. Flathe, Hertzberg, Justi u. a. M. zahlr. Abbildgn., Portr., Beilagen u. Karten. 12 Bde. u. Reg. 1884/92. Eleg. Hfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 180 Mk.) f. 100 **Mk.**
Herzog—Plitt, Realencyklop. d. protest. Theologie. 2. Aufl. 18 Bde. 1877/88. Orighfz. (Ldpr. 216 Mk.) . . . . f. 115 **Mk.**
Denkmäler d. klassisch. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. 1889. Eleg. Orighfz. Sehr schönes Expl. (Ldpr. 84 Mk.) f. 48 **Mk.**
Lange, J. P., Bibelwerk, Altes Test. (20 Tle.) u. Neues Test. (16 Tle.) in 16 Bdn. 1866/93. Hfz. (Ldpr. 177,20 Mk.) . . . f. 125 **Mk.**
Mas Latrie, Trésor de chronologie d'histoire et de géographie pour l'étude du moyen-age. Paris, 1889. Hfz. (Ldpr. 80 Mk.) f. 48 **Mk.**
Weber, G., Allgem. Weltgesch. 2. Aufl. 15 Tle. in 16 Bdn. u. Regbd. 1882/89. Eleg. Hfz. Sehr schön. Expl. (Ldpr. 161 Mk.) f. 100 **Mk.**
Sohr—Berghaus, Handatlas. Neueste Aufl. Eleg. Hfz. (Ldpr. 37,50 Mk.) . . . . f. 16 **Mk.**
Spruner, K. v., Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit. 3. Aufl. von Th. Menke. 1880. Orighfz. (Ldpr. 93,60 Mk.) . . . . f. 50 **Mk.**
Darwin, Ch., Gesammelte Werke. Dtsch. v. Carus. 16 Bde. 1875/90. Brosch. (Ldpr. 135,60 Mk.) . . . . f. 80 **Mk.**
Meyers Konvers.-Lexikon. Neueste vollständige Aufl. 19 Bde. Eleg. Orighfz. (Ldpr. 190 Mk.) . . . . f. 105 **Mk.**
Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabb. 1891. Origbd. Interessantestes, bestgeschriebnes Reisewerk über Afrika! (Ldpr. 16 Mk.) . . . . . . f. 7,50 **Mk.**

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!
Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften.
Lagerkataloge gratis.
Alfred Lorentz,
Buchhandlung, Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 28: Wandlungen im englischen Unterhause — Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsenkommission. Von O. Bähr (Fortsetzung) — Soziale und Naturreligion — Griechisch oder Latein? — Marie Neander. Novelle von Otto Verbeck (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von **Reuther & Reichard** in Berlin SW 12

Hülfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht

für evangelische Religionslehrer und Pfarrer, Studierende, Seminaristen
und
reifere Schüler höherer Lehranstalten
unter Mitwirkung von

W. Feller, Professor am Gymnasium in Duisburg,
Dr. F. Hupfeld, Oberlehrer am Gymnasium in Elberfeld,
Dr. L. Lenssen, Oberlehrer am Realgymnasium in Barmen,
F. Stein, Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln,

herausgegeben von

Prof. M. Evers, Direktor des Gymnasiums zu Barmen. und **Dr. F. Fauth,** Professor am König-Wilhelm-Gymnasium in Höxter.

Bis jetzt sind erschienen:
1. Heft: **Die Bergpredigt** von M. Evers, 16 S. . . 0,20 Mk.
2. „ **Die Gleichnisse Jesu.** 1. Hälfte von dems., 22 S. 0,30 „
3. Heft: **Die Gleichnisse Jesu.** 2. Hälfte, von dems., 40 S. 0,50 Mk.
4. „ **Die apostol. Urgemeinde nach der Apostelgeschichte** u. s. w. von F. Hupfeld, 48 S. 0,60 „

Im Druck: **Das Prophetentum bis zum Ende des Exils** (Fauth).
Die weiteren Hefte werden in ununterbrochenen kurzen Fristen folgen.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 26: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Statistische Tabellen des kirchlichen Lebens aus dem Großherzogtum Baden, nach dem Bescheid des evangelischen Oberkirchenrats auf die Diözesansynoden des Jahres 1893; Erklärung des Pastors Weicker; Zum Kapitel vom protestantischen Bewußtsein — Heidenmission. Soziales: Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft; Die Rheinische Missionsgesellschaft; Die Basler Missionsgesellschaft; Aus dem Jahresbericht des evangelisch-lutherischen Missionsvereins für Thüringen — Preßstimmen zum Evangelisch-sozialen Kongreß — Evangelische im Auslande. Diaspora: Statistische Angaben über die protestantischen Kirchen Frankreichs; Beschluß des reformirten Gemeinderates von Chartres; Das Fahrrad als Mittel der Seelsorge in Frankreich; Mangel an Pfarrhäusern in Frankreich; Aus dem Jahresbericht der Waldenser — Personalien

Nr. 27: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche evangelische Landeskirchen: Laieneingabe an die württembergische Landessynode; Name der im Bau befindlichen deutschen evangelischen Kirche in Jerusalem; Aus Schleswig-Holstein (Dogmatisches; Berufung des Professors Baumgarten nach Kiel) — Innere Mission. Heidenmission: Die dreizehnte Welt-Jünglingsvereins-Konferenz; Thüringer Missionskonferenz — Verschiedenes: Das alttestamentliche Bibelwerk von Kautzsch und die Kreuzzeitung

Siebente Generalversammlung

des Evangelischen Bundes

zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

am 6. bis 9. August 1894

zu

Bochum

Von Speier, dem Orte unsrer sechsten Generalversammlung, rufen wir in diesem Jahre die evangelischen Glaubensgenossen nach Bochum.

Damals galt es ein Fest zu feiern zum Andenken an eine große grundlegende That der Reformation, die uns den Ehrennamen der deutschen Protestanten gab. Jetzt haben wir um so mehr Anlaß, der Pflichten zu gedenken, die dieser Name uns auferlegt.

Vielleicht war keine Zeit seit der Begründung des Bundes so ernst und schwer wie diese. Scharfe, bisher noch unvermittelte Gegensätze durchziehen unsre Kirche, leidenschaftliche Parteikämpfe wollen aufs neue in ihr entbrennen, und das im Angesicht erschreckender Zeichen, wie sie jüngst vor aller Augen standen, als solle die Stunde kommen, wo die Feinde des Evangeliums zur Rechten und zur Linken Herren über die Geschicke unsers Volkes werden, und nur noch die Frage übrig bleiben, ob frecher Unglaube es unter seine Füße tritt, oder römische Arglist es noch einmal in ihre Netze verstrickt.

Deutsche Brüder! die ihr gleich uns der Ueberzeugung lebt, daß allein auf dem Grunde, den Gott selbst einst durch Luthers Glaubenskraft gelegt hat, für alle Zeiten das Heil und die Wohlfahrt unsers Volkes beruhen, schließt euch mit uns in immer größrer Zahl zur Abwehr dieser Gefahren zusammen und helft die Einmütigkeit des Geistes pflegen inmitten so vieler und verhängnisvoller Zertrennung!

Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandne, und in ihm die Freiheit von jeder zwingenden Autorität der Menschen, aber auch die bindende Macht für aller Gewissen! — das ist der Grund, an dem wir unverrückt halten, das das einigende Panier, das wir über immer weitere Kreise unsers Volkes aufwerfen.

Stehen wir gewurzelt und verbunden hierin, so wird Gott uns zur festen Burg machen, an der der Ansturm der Feinde sich bricht, und unsre Gemeinschaft zu einer Stätte der Sammlung für alle, die des heiligen und herrlichen Berufes noch eingedenk sind, den die deutsch-evangelische Christenheit für unser ganzes Volk empfangen hat.

Die Stadt und die Provinz, die uns diesmal ihre gastlichen Pforten öffnen, versprechen für beides uns wirksame Hilfe zu leisten. Wohl mahnen uns dort nicht so ergreifend, wie in Speier, erhabene Vorbilder einer großen Vergangenheit. Um so mehr aber wird uns die lebendige Gegenwart sein. Thatkräftiges, im Heiland fort und fort erstarkendes evangelisches Gemeindeleben, wie es von den Tagen der Reformation her in Westfalen und Rheinland besteht, wird uns begegnen — die edelste Verkörperung der Arbeit für das Reich Gottes, getragen von einer arbeitenden Bevölkerung aller Stände. Aus ihm allein kann sich die Kirche verjüngen. So wird sie stark werden, auch die Gefahren, die heute unser Volk bedrohen, siegreich zu überwinden. — Unser Beruf aber ist es, dieses Leben in allen Teilen des Vaterlandes erwecken zu helfen, ihm seine großen, gemeinsamen Aufgaben zu zeigen und zu ihrer Vollbringung seine Kräfte zusammenzufassen.

Evangelische Deutsche! Der Papst zu Rom ruft soeben aufs neue die Protestanten in aller Welt zu seinem Hirtenstab zurück. Laßt uns Sorge tragen, daß diese Generalversammlung des Evangelischen Bundes, als einer Gesamtvertretung der deutschen Protestanten, zur Antwort darauf werde!

Merseburg, den 18. Juni 1894

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

Mit dem Aufruf des Zentralvorstandes verbinden wir unsern brüderlichen Gruß an alle evangelischen Glaubensgenossen und die Bitte, insbesondre an die Gemeinden von Westfalen und Rheinland: kommt und helft, daß diese Versammlung unsers Evangelischen Bundes auf altprotestantischem Glaubens- und Bekennerboden auch etwas von dem Geiste derselben an sich trage und zu einer Macht für das evangelische Deutschland werde, zu einer Mahnung und zu einem Weckruf an vieler Gewissen, die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu halten, den Widersachern des Evangeliums entschlossen entgegen zu treten und in vereinter Kraft zu arbeiten an der religiösen und sittlichen Erneuerung unsers Volkes.

Bochum, den 18. Juni 1894

Das Ortskomitee
Der Vorstand des Westfälischen Hauptvereins
Das Provinzialkomitee

Aus der Tagesordnung.

Montag, 6. August. 4 nachmittags: Versammlung des Westfälischen Hauptvereines. 8 abends: Versammlung der Evangelischen Arbeitervereine des Kreisverbandes Bochum.

Dienstag, 7. August. Vormittags: Verhandlungen. 5½ nachmittags: Festgottesdienst in der Christuskirche, Pfarrer Hackenberg aus Hottenbach. 8 abends: Begrüßungsversammlung.

Mittwoch, 8. August. 9 vormittags: erste öffentliche Hauptversammlung. Eröffnungsansprache: Graf von Wintzingerode. Vortrag: „Die weltüberwindende Kraft des evangelischen Glaubens," Professor Scholz aus Berlin. 3½ nachmittags: Geschlossene Versammlung der Bundesmitglieder. Vortrag: „Das Recht der religiösen Erziehung der Kinder aus gemischter Ehe," Professor Dr. Kahl aus Bonn. 8 abends: Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft von Bochum und Umgegend.

Donnerstag, 9. August. 9 vormittags: zweite öffentliche Hauptversammlung. Generalbericht: D. Leuschner. Vortrag: „Was giebt der evangelische Protestantismus den ihm zugehörigen Völkern bis heute vor dem römisch-katholischen voraus?" Pfarrer Brecht aus Oberkochen-Württemberg. 5 nachmittags: Schlußversammlung im Stadtpark.

Auch die öffentlichen Versammlungen sind ausschließlich für Evangelische bestimmt.

Gesuche um Wohnungen (Hotel- oder Privatwohnungen) sind bis 31. Juli an Stadtkämmerer Bellwinkel in Bochum zu richten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig